Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Bruno Buchwald / Ludwig Gurlitt / Hugo von Hofmannsthal Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Frank Wedekind

Nummer 35 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 28. August 1908

Flotte Politik.

Seit den Maitagen, da Deutschlands Fürsten nach der Donau pilgerten, um Franz Joseph hinter verschlossenen Thüren zu huldigen, wollen die Friedensfahrten der von Gottes Gnade oder des Volkes Willen Erkorenen kein Ende mehr nehmen. Mariannens behäbiger Pater familias fuhr nach London, wurde mehr, würdiger und ehrlicher geehrt, als ein paar Monate vorher der deutsche Kaiser; war in Kopenhagen und Stockholm zu Gast und drückte, in Reval, Nicolai Alexandrowitsch rasch die nicht wortlos gereichte Freundeshand. Kurz vorher hatte der Schwede den Russen besucht, wenig später Eduard, Britanniens kluge Majestät, den Zaren zwei Tage lang auf seine Art unterhalten. Mit Erfolg, wie auch der Geschädigte anerkennen muß. Seht nach China, Persien, der Türkei. Eine Entente, die ohne jede Irritation derartige Belastungsproben verträgt, kann sich sehen lassen und wäre vor zwei Jahren noch für unmöglich gehalten worden. Sind, so kann, muß man ernsthaft schon fragen, die Tage von 1783 wieder da, in denen der alte Fritz (in einem Brief an seinen Gesandten, den Grafen von Görtz) die englisch-russische Allianz le grand pivot de la politique anglaise nennen konnte? Doch weiter im Visitentext. Wilhelm der Zweite fuhr nach Stockholm, Eduard kam nach Cronberg und Ischl. Zwischendurch war Colmar von der Goltz, der alte Armeelehrmeister der Sultanstruppen, in der Türkei, Delcassé in London, und jetzt hausen Clemenceau und Iswolskij in Karlsbad, der Britenkönig und sein für Berlin designierter Botschafter Goschen in Marienbad unter einem Dache. Wochenlang. Und bald wird auch Oestreichs Botschafter am Petersburger Hofe sich in Karlsbad an der Ministertafel amüsiren. Die Politik wird sicher in keinem der beiden Bäder erwähnt. Honny soit qui y pense. Inzwischen lesen wir, wie wohlthätig diese Reise auf die (von was doch) beunruhigte Menschheit wirkt. Der Phrasensack konnte sich nimmer erschöpfen und leeren. Da wurde jedesmal der Friede befestigt, der befestigte Friede consolidirt (wörtlich), der consolidirte Friede garantirt, die Garantien untermauert, die Untermauerungen gestützt, die Stützen wieder befestigt, und bei eines jeden Festes Ende gabs einen Kuß der ganzen Welt. Das Alles ist nicht neu, leider aber auch nicht veraltet; geändert hat sich höchstens ein wenig die

Tonart. Die „Marksteine“, „Epochen“ und bedingungslosen Hymnen sind nicht mehr ganz so häufig. Wir wollen, heißts jetzt, die Bedeutung solcher persönlichen Begegnungen nicht überschätzen, aber ihre Bedeutung läßt sich trotzdem nicht verkennen. Und dann wird, nachdem man so sein Gewissen salvirt hat, vom politischen Ertrag gesprochen, ganz wie in der seligen Marksteinzeit. Wo aber, wenn ihr auf das Gelärme zurücksehet, liegt nun die Bedeutung dieser Kuß- und Tafelredenpolitik? Wo für uns Deutsche der Ertrag? Wer die Conten nachrechnet, wird nicht viel Aktivposten finden. Werth hat in der Politik nur, was Folgen hat. Folgen aber haben, errechenbare, nur die Tage, an denen der Marienbader Stammgast in Reval, Ischl und Cronberg war. Ueber Reval braucht man nicht mehr zu reden: jeder spürt jeden Tag die Wirkung. Von Ischl wird uns einst der Historiker sprechen. Und Cronberg? Wollen wir jedenfalls nicht zu hoch in unsern Aktiven buchen. Daß wir bereit sind, immer, mag das Unfreundlichste und Unerfreulichste auch eben Ereigniß geworden sein, immer bereit, wenn der Onkel winkt: die Welt weiß es lange, und der Sohn der großen Großmutter rechnet damit. Wissen die Herren, die im Amt sind, die die Last verfassunggemäßer Verantwortlichkeit zu tragen haben, was zwischen Onkel und Neffe gesprochen worden ist? Alles? Sicher, ganz sicher. Sie ließen oft ja und laut genug versichern, daß die Herzlichkeit diesmal groß und ächt gewesen sei. Vor zwei Jahren hatten wir dasselbe gehört und nachher erfahren, daß die Meldung Schwindel war. Vor einem Jahre („Sein Händedruck und, ach, sein Kuß“) wurde die Wärme des Empfanges in den höchsten Kehltönen gepriesen, und Unfreundlichkeit auf Unfreundlichkeit war gefolgt. Auch ein glaubensstarkes Gemüth kann diesmal nur unter Heranziehung seiner letzten Reserven Vertrauen in das setzen, was es im offiziösen Märchenblätterwald hörte. Muß sich selber überreden, ehe es glauben kann; sich sagen, daß der Onkel nahezu am Ziel seiner Wünsche ist und kaum noch einen Grund zur Unfreundlichkeit hat. Bündnis mit Japan, Bündnis mit Frankreich, Entente mit Rußland, Spanien und Italien, Freundschaft mit Oestreich, das allen Grund hat, sich mit einem mit Italien und Rußland intim verbundenen England gut zu stellen. Bleiben die maritimen Lasten, die England durch die deutsche Flottenpolitik erwachsen. Ob sich mit dem Neffen darüber nicht unter vier Augen einmal geschäftsmäßig reden ließe? In Güte und freundnachbarlicher, verwandtschaftlicher Wärme. Ein Versuch kann jedenfalls nicht schaden. Und mit der bisherigen Art komme ich in dieser innerdeutschen Sache ohnehin nicht ans Ziel; leicht wird die Geschichte ja nicht sein. Wie wars doch gleich? „Der Dreizack gehört in unsere Faust.“ „Hohenzollernweltherrschaft.“ „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.“ „Der Admiral des atlantischen Ozeans.“ „Bitter noth thut uns eine starke Flotte.“ „Fahre drein mit gepanzerter Faust.“ Wird die Umstimmung möglich sein? Cheer up, Edvard! Gelingts, ist der Gewinn groß . . . Der Herzog von Grammont klagte in beweglichen Worten einst seiner Freundin: „Cavour ist toll geworden. Von England kann er unmöglich doch so bindende Zusagen haben.“ Drauf die Freundin: „Ists denn noch nie geschehn, daß ein Souverän hinter dem Rücken seiner Diplomaten seine Fädchen spann?“ Den Minister traf die Frauenfrage. Jäh fuhr er auf: „Madame, da können Sie ein wahres Wort gesprochen haben.“ . . . Wissen die Herrn, die die Last der Verantwortung tragen, wirklich Alles, was der Onkel mit dem Neffen sprach, der Neffe dem Onkel versprach? Quaeritur!

*

Abd ul Hamid hat sich auf seine alten Tage erinnert, daß die Türkei ein konstitutionelles Land sei. Parlamentarisch fing er an, parlamentarisch soll auch sein Ende sein. Ob die Herrlichkeit länger dauern wird als 1876? Noch ist der Zweifel erlaubt; auch der, ob das Remedium dem siechen Leib gut bekommen wird. Als 1868, unter Abd ul Asis, wieder einmal viel von Reformen geredet wurde, sprach Challemel-Lacour mit Fuad Pascha und erwähnte des ersten Nicolaus Wort vom kranken Mann. „Ich kenne, sagte der ehemalige Mediziner Fuad, „die Türkei besser als er sie kannte, besser als irgend Jemand sonst. Ich habe sie um und um gekehrt, von allen Seiten betastet, und das Ergebnis meiner Untersuchung ist: wir sind im Grunde ein robuster und gut constituirter Körper, wir haben keine organische Krankheit, aber wir haben die Krätze und keinen Schwefel zu unsrer Verfügung.“ Abd ul Asis ward am 31. Mai 1876 abgesetzt, sein Nachfolger, Murad der Fünfte, am 31. August durch einen Fetwa des Scheich ül Islam Hairullah des Thrones entsetzt. Abd ul Hamid besteigt den Sitz des Khalifen und erklärt sich in seinem ersten Hat, am 10. September, für durchgreifende Reformen. Hier ist die Circulardepesche, in der Savfet Pascha den Mächten den Inhalt der (in nicht kampflosen Ministersitzungen) beschlossenen Verfassung mittheilt. „Die von Sr. kaiserlichen Majestät dem Sultan seinen Völkern verliehene Constitution wurde heute auf der Hohen Pforte unter großer Feierlichkeit, in Anwesenheit der Minister, sämmtlicher Staatswürdenträger, der religiösen Autoritäten und inmitten einer herzugeströmten begeisterten Volksmenge verkündet. Die Hauptgrundzüge dieser Verfassung sind folgende: Untheilbarkeit des ottomanischen Reiches; der Sultan, als oberster Khalif und Beherrscher aller ottomanischen Unterthanen, ist unverantwortlich und unverletzlich; seine Prärogative sind jene der constitutionellen Herrscher des Occidents; die Unterthanen des Reiches werden unterschiedslos Ottomanen genannt; ihre persönliche Freiheit ist unverletzbar und durch die Gesetze verbürgt. Der Islam ist die Staatsreligion; es wird jedoch die freie Ausübung aller anerkannten Glaubensbekenntnisse gewährleistet, sowie die religösen Privilegien der Kirchengemeinschaften aufrechterhalten bleiben; in der Verfassung ist keine Bestimmung enthalten, welche den staatlichen Institutionen einen theocratischen Character aufprägen würde. Freiheit der Presse, Versammlungsrecht, Petitionsrecht für alle Ottomanen bei den Kammern, Unterrichtsfreiheit, Gleichheit aller Ottomanen vor dem Gesetze, gleiche Rechte und gleiche Pflichten gegen das Land, Zulassung zu allen öffentlichen Aemtern ohne Unterschied der Religion, gleichmäßige Vertheilung der Steuern und Abgaben, Garantie des Eigenthums; Niemand kann seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Der Ministerrath beräth unter dem Vorsitze des Großveziers; jeder Minister ist für die Führung der Geschäfte seines Departements verantwortlich; die Deputirten-Kammer kann begehren, daß die Minister in Anklagestand versetzt werden; ein oberster Gerichtshof wird errichtet, um sie abzuurtheilen; im Falle eines dem Ministerium feindseligen Votums der Deputirten-Kammer in einer wichtigen Frage wechselt der Sultan die Minister oder löst die Kammer auf; die Minister können den Sitzungen der beiden Kammern beiwohnen und darin das Wort ergreifen; es können an sie Interpellationen gerichtet werden. Die nach Maßgabe der durch das Gesetz festgestellten Bedingungen ernannten öffentlichen Würdenträger können ohne gesetzlichen und berechtigten Grund nicht abberufen werden; die Verantwortlichkeit der Funktionäre wird durch gesetzwidrige Befehle, welche sie etwa von einem Vorgesetzten empfangen hätten, nicht aufgehoben. Die General-Versammlung der Ottomanen besteht aus zwei Kammern, dem Senat und der Deputirten-Kammer, welche am 1. November jedes Jahres zusammentreten und deren Session

vier Monate dauert. Bei Eröffnung jeder Session wird eine Botschaft des Sultans an die beiden Kammern gerichtet; die Mitglieder der beiden Kammern sind frei in ihren Abstimmungen und der Abgabe ihrer Meinungen; das imperative Mandat ist nicht zulässig; die Gesetzes-Initiative gebührt in erster Linie dem Ministerium, dann den Kammern in Form eines Vorschlages; die Gesetze werden zuerst der Genehmigung der Deputirten, dann dem Senat, schließlich der kaiserlichen Sanction unterbreitet. Auf hunderttausend Einwohner entfällt ein Deputirter. Die Wahl findet mittelst geheimen Scrutiniums statt; das Deputirten-Mandat ist unvereinbar mit öffentlichen Functionen; die allgemeinen Deputirtenwahlen finden alle vier Jahre statt; die Abgeordneten sind wiederwählbar; im Falle der Kammerauflösung finden die allgemeinen Wahlen statt, und die neue Kammer tritt sechs Monate nach dem Auflösungstage zusammen. Die Sitzungen der Deputirten-Kammer sind öffentlich; die Deputirten können während der Dauer einer Session ohne Ermächtigung der Kammer weder verhaftet noch gerichtlich verfolgt werden. Die Kammer votirt die Gesetze nach Artikeln und das Budget nach Capiteln. Die Richter sind unabsetzbar. Die Gerichtssitzungen finden öffentlich statt. Die Vertheidigung ist frei; die Urtheile können veröffentlicht werden; in die Handhabung der Gerechtigkeit ist keine Einmischung gestattet; die Befugnisse der Gerichte werden genau umschrieben werden. Ausnahmsgerichte und -Commissionen sind untersagt. Eine Staatsanwaltschaft wird errichtet. Der Gerichtshof, welcher zur Aburtheilung über die Minister, die Mitglieder des Cassationshofes und die des Verbrechens der Majestätsbeleidigung oder eines Attentats gegen den Staat angeklagten Personen zu berufen ist, wird aus den höchsten Spitzen der Justiz und Verwaltung zusammengesetzt. Keine Steuer kann anders als kraft eines Gesetzes eingeführt oder erhoben werden. Das Budgetgesetz wird zu Beginn einer jeden Session und nur für Ein Jahr votirt. Der definitive Budget-Rechnungsabschluß für das abgelaufene Jahr wird der Deputirten-Kammer in Gesetzesform unterbreitet. Der Rechnungshof richtet jedes Jahr an die Deputirten-Kammer einen Bericht über die finanzielle Gebahrung und alle drei Monate an den Sultan eine Darlegung des Standes der Finanzen. Die Mitglieder des Rechnungshofes sind unabsetzbar. Eine Amtsentsetzung kann nur auf Beschluß der Deputirten-Kammer stattfinden. Die Provinzial-Verwaltung wird auf Grundlage der breitesten Decentralisation erfolgen. Die gewählten Generalräthe berathen und überwachen die Angelegenheiten der Provinz; jeder Canton wird einen von jeder der verschiedenen Gemeinschaften zur Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten gewählten Rath haben. Die Gemeinden werden durch gewählte Municipalräthe verwaltet. Der Elementar-Unterricht ist obligatorisch. Die Auslegung der Gesetze steht, je nach deren Natur, dem Cassationshofe, dem Staatsrathe oder dem Senate zu. Die Verfassung kann nur auf Initiative des Ministeriums oder einer der beiden Kammern und nur durch ein Votum beider Kammern, welches mit der Majorität von zwei Dritteln der Stimmen abgegeben und vom Sultan genehmigt wird, abgeändert werden. Dieses große Ereigniß ist danach angethan, das Land zu regeneriren und die glücklichsten Ergebnisse für alle Völkerschaften der Türkei herbeizuführen." Parlamentarische Verfassung, Freiheit des religiösen Bekenntnisses und der Presse, geheimes, allgemeines und gleiches Wahlrecht, Unabhängigkeit der Gerichte und Verantwortlichkeit der Minister: Schwefel genug. Die Krätze aber ist nicht gewichen. Wird Abd ul Hamid in dieser Stunde der Noth glücklicher sein? Jeder fragts; doch Unredliche nur haben schon heute die Antwort bereit.

Karl Schnitzler.

Geschlechtsvertraulichkeit unter Unverheirateten in rechtlicher Wertung.

Von Dr. Fritz Poetzsch.

Gesetzgeber früherer Zeiten waren infolge religiöser Vorstellungen von der Verwerflichkeit des fleischlichen Verkehrs zwischen Unverheirateten so sehr überzeugt, daß sie ihn für rechtswidrig erklärten und bedingungslos mit krimineller Strafe bedrohten. Der moderne Gesetzgeber hält nur an der Moralwidrigkeit fest. Zwar ist es nicht seine Aufgabe, Moralgebote zu statuieren. Indem er aber zur Formulierung von Tatbeständen genötigt ist, muß er auch die Sphäre dessen, was er für unsittlich hält, bestimmen. Nun wollen viele eine absolute Gültigkeit von Moralgeboten nicht anerkennen. Sie sehen in den Werten der Sittlichkeit nur Schutzideen, die sich aus der irdischen Erfahrung des Menschengeschlechts gebildet haben und achten sie lediglich als generelle Hemmungsvorstellungen, deren Urheber die Uebel eines unnatürlichen oder unsozialen Verhaltens gewesen sind. Sie geben diesen Werten deshalb nur relative Bedeutung, weil die Idee, die im konkreten Fall hemmt, ohne zu schützen, oder gar zu einem unsozialen oder unnatürlichen Verhalten nötigt, was ja auf dem Gebiete des Sexuallebens leicht der Fall sein kann, des Grundes ihrer Herrschaft entbehre.

Gesetz und Rechtsprechung folgen dem aber nicht. Sie halten grundsätzlich an der absoluten Moralwidrigkeit der Geschlechtsvertraulichkeit unter Unverheirateten fest:

Jede außereheliche Geschlechtsgemeinschaft ist „Unzucht", gleich ob sie Lohnhurerei, ob sie Verkehr mit dem Verhältnis, ob sie anticipatio tori, gleich ob sie der Rausch einer mainächtlichen Leidenschaft bleibt oder sich zur Gewissensehe auswächst. „Wer gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch seine Vermittlung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet, wird wegen Kuppelei mit Gefängnis nicht unter einem Monate bestraft." Mancher, dem der strenge Unzuchtsbegriff des Gesetzes fremd geblieben ist, wird sich der Täterschaft dieses häßlichen Vergehens gar nicht bewußt. Ich denke an den Studenten, der regelmäßig Sonntags verreiste und während seiner Abwesenheit einen Freund in seine sturmfreie Bude ließ, damit dieser dort mit seinem Verhältnis zusammensein konnte. Oder: ein Vater duldete monatelang, daß die Tochter den Bräutigam nachts im Schlafzimmer empfing. Sein Einwand, daß in den Volkskreisen, denen er angehöre, der Geschlechtsverkehr zwischen Brautleuten nicht für verwerflich gehalten werde, bewahrte ihn nicht vor harter Strafe.

Das Mädchen, das sich einmal „freiwillig und bewußt" zum außerehelichen Beischlaf hingegeben hat, ist „bescholten". Ihre Geschlechtsehre ist versehrt, und das Recht knüpft an diesen Makel nachteilige Folgen. Nur die unbescholtene Braut, die dem Bräutigam vor der Eheschließung zu Willen war, kann wegen eines ihr aus der Beiwohnung entstehenden Schadens, der nicht Vermögensschaden ist, eine billige Entschädigung in Geld verlangen. Nur von dem unbescholtenen noch nicht 16 Jahre alten Mädchen hält das Strafrecht den Verführer durch Androhung von Gefängnisstrafen fern.

Der einem Ehegatten in Folge seines vorehelichen Geschlechtsverkehrs anhaftende Makel kann auf Verlangen des anderen Ehegatten zur Auflösung der Ehe führen. Das bürgerliche Recht bestimmt, „daß eine Ehe von dem Ehegatten angefochten werden kann, der sich bei der Eheschließung über solche persönlichen Eigenschaften des anderen Ehegatten geirrt hat, die ihn bei Kenntnis der Sachlage und bei verständiger Würdigung des Wesens der Ehe von der Eingehung der Ehe abgehalten haben würden." Die Rechtsprechung hat bei Anwendung dieser Bestimmung für Mann und Weib allerdings eine doppelte Moral. Der Mann kann die Ehe wegen mangelnder Jungfräulichkeit der Frau anfechten, während der Frau, die erfährt, daß sie nicht die erste Bettgenossin des Mannes ist, das Anfechtungsrecht vorenthalten bleibt. Das Oberlandesgericht

*

Hamburg hat ein vom Reichsgericht in diesem Punkt bestätigtes Urteil gefällt, in dem es sogar heißt: „Der außereheliche Geschlechtsverkehr Unverheirateter wird, insoweit es sich nicht um besonders geartete Fälle, wie dem der Verführung unbescholtener Mädchen handelt, an und für sich aus natürlichen Gründen nur in Ansehung des weiblichen Geschlechts von dem herrschenden Rechts- und Moralitätsbewußtsein der modernen Gesellschaft unter dem Gesichtspunkt geschlechtlicher Bescholtenheit als ein Merkmal sittlichen Defekts allgemein anerkannt." Es wäre aber unrichtig, diesen Passus des Zusammenhangs zu entkleiden und anzunehmen, die oberste Rechtsprechung im Deutschen Reiche sehe in dem außerehelichen Geschlechtsverkehr des unverheirateten Mannes überhaupt nichts sittlich Tadelnswertes. Zu jener weitgehenden Aeußerung ist sie lediglich geführt worden, weil die am Aufrechterhalten der Ehen interessierte Staatsraison nicht duldet, daß für die Mehrzahl aller Ehen ein Anfechtungsgrund bestünde. Die Jungfräulichkeit der Frau glaubt man ohne Gefährdung einer größeren Anzahl von Ehen verlangen zu können. Ein Urteil des Reichsgerichts führt aus: „daß die Unkenntnis des Ehemanns von dem Mangel der Jungfräulichkeit der Ehefrau als ein die Eheungültigkeitsklage begründender Irrtum über eine wesentliche persönliche Eigenschaft der Frau anzusehen ist, muß nach dem Entwickelungsgang des protestantischen Ehescheidungsrechtes angenommen werden" und eine Entscheidung des Oberlandesgerichts Braunschweig meint: „Da nach dem Beweisergebnisse die Klägerin zur Zeit der Eheschließung ihre Jungfräulichkeit nicht mehr besessen hat, so muß nach den in Lehre und Rechtsprechung unbestrittenen Rechtsgrundsätzen die Anfechtungsklage des Widerklägers wegen Irrtums über jene wesentliche persönliche Eigenschaft der Klägerin für begründet erachtet werden. Klägerin bestreitet zwar, daß der Irrtum des Beklagten die Gültigkeit der Ehe beeinflusse, da die ländliche Bevölkerung in geschlechtlichen Dingen freieren Anschauungen huldige. Allein mit dem allgemeinen Hinweis auf eine angebliche Volksanschauung kann die praktische Anwendung eines feststehenden Rechtssatzes nicht bekämpft werden, welcher gerade aus dem sittlichen und dem Rechtsbewußtsein des Volkes entsprungen ist; dazu würde es vielmehr einer besonderen Rechtfertigung für den einzelnen Fall bedürfen." Der Hinweis auf den einzelnen Fall, der sich hier findet, kann nicht im Sinne einer relativen Moral gedeutet werden. Es soll nur zum Ausdruck kommen, daß die Kenntnis des jedenfalls bestehenden sittlichen Makels im Einzelfall vielleicht vom Eingehen der Ehe nicht abgehalten hätte.

Das Werturteil des Rechtes tritt ferner dort deutlich zu Tage, wo es sich geradezu um die Frage handelt, ob der Geschlechtsverkehr unter Unverheirateten als ein schuldhaftes Handeln zu betrachten ist. Im Handelsrecht findet sich eine Bestimmung, nach der der Handlungsgehilfe, der durch unverschuldetes Unglück an der Leistung der Dienste verhindert wird, seinen Anspruch auf Gehalt und Unterhalt für bestimmte Zeit beibehält. Das bürgerliche Recht kennt den analogen Rechtssatz, daß der zur Dienstleistung Verpflichtete des Anspruches auf Vergütung nicht dadurch verlustig wird, daß er für eine verhältnismäßig nicht erhebliche Zeit durch einen in seiner Person liegenden Grund ohne sein Verschulden an der Dienstleistung verhindert wird. Wiederholt ist die Frage aufgeworfen worden, ob Geschlechtsverkehr unverheirateter Kommis oder Ladenmädchen und anderer zur Dienstleistung verpflichteter Leute ein Verschulden sei, so daß durch solchen Verkehr zugezogene Geschlechtskrankheit und Schwangerschaft einen Anspruch auf Gehalt und Dienstlohn ausschlössen. Die Frage ist zwar nicht immer eindeutig beantwortet worden. Die allgemein geltende Auffassung kommt aber in folgenden Worten eines angesehenen Kommentars zum Ausdruck: „Ferner wird als Verschulden auch eine sittliche Schuld zu gelten haben, z. B. eine unverehelichte Arbeiterin läßt sich schwängern." Ein anderer Kommentar tritt dieser Auffassung bei und nennt in diesem Zusammenhange ausdrücklich: „diensthindernde Geschlechtskrankheit,

außereheliche Entbindung der Arbeiterin.“ Ein dritter Autor schreibt: „Die Folgen außerehelichen Beischlafs (geschlechtliche Erkrankung, außereheliche Schwangerschaft, außereheliches Wochenbett) sind stets als verschuldet zu betrachten.“

Auf ein sittliches Verschulden des außerehelichen Schwängerers hat eine früher vielfach vertretene Theorie auch die Alimentationsansprüche des unehelichen Kindes und seiner Mutter gestützt. In diesen Ansprüchen wurden Schadensersatzforderungen, deren Voraussetzung ein Verschulden des in Anspruch Genommenen war, erblickt. Diese Theorie ist fallen gelassen worden, aber nicht, weil Bedenken bestanden hätten, ob wirklich eine unsittliche Handlung vorliege. Es ist vielmehr eingewendet worden, das Kind, das durch den unsittlichen Akt erst erzeugt werde, könne nicht durch ihn geschädigt sein, die Mutter aber sei ja Teilnehmerin der unsittlichen Handlung gewesen.

Auch eine Bestimmung des Krankenversicherungsgesetzes hat die Rechtsprechung genötigt, ihr Urteil über den außerehelichen Geschlechtsverkehr zu geben. Ein Paragraph des Krankenversicherungsgesetzes bestimmt: „Die Gemeinden sind ermächtigt, zu beschließen, daß Versicherten, welche ... sich eine Krankheit durch geschlechtliche Ausschweifungen zugezogen haben, für diese Krankheit das Krankengeld gar nicht oder nur teilweise zu gewähren ist.“ Es hat sich nun gefragt, ob ein außerehelicher Beischlaf schlechthin als „Ausschweifung“ angesprochen werden muß. Dies wird bei geringer Gegnerschaft bejaht. Ein Kommentar führt an Hand zahlreicher Gerichtsentscheidungen aus: „Geschlechtliche Ausschweifungen sind sittlich unerlaubte Handlungen auf dem Gebiete des Geschlechtslebens; fortgesetzter liederlicher Lebenswandel oder überhaupt eine Mehrheit geschlechtlicher Verirrungen wird nicht erfordert, es genügt auch ein einmaliger außerehelicher Beischlaf.“ Und ein anderer Interpret schreibt: „Ausschweifend ist schon, was über die herrschende Sitte und die geltende Moral hinausgeht. Diese aber beschränkt den erlaubten Beischlaf auf die Ehe.“

Schließlich muß auf die rechtlichen Bestimmungen über das Konkubinat hingewiesen werden. Obwohl das Konkubinat kein Delikt ist und im Reichsstrafgesetzbuch nicht unter Strafe gestellt wird, so haben doch das Reichsgericht und die obersten Gerichte der Bundesstaaten die Gültigkeit der in den meisten Staaten gegen das Konkubinat erlassenen Polizeiverordnungen anerkannt. Die Polizei, deren Aufgabe es ist, die öffentliche Ordnung zu schützen, wird für berechtigt gehalten, ein dauerndes Zusammenleben zwischen unverheirateten Personen verschiedenen Geschlechts zu verbieten, weil „ein solcher Dauerzustand den sittlichen Anschauungen und Grundsätzen der bestehenden Gesellschafts- und Rechtsordnung widerstreitet“ und das trotz seiner Unsittlichkeit nicht geheim gehaltene Konkubinat auch objektiv geeignet sei, öffentliches Aergernis zu erregen. Es verletze die Gefühle derer, die um des bösen Beispiels willen in ihm Gefahr für die öffentliche Ordnung und das Institut der Ehe sehen.

Die Antike und wir. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt.

Seit die Angriffe gegen den in den Gymnasien vertretenen Geist des klassischen Altertumes bedrohlich geworden sind, haben sich Schutztruppen gebildet, diese geistigen Güter für Schule, Hochschule und somit für die gesamte Kultur zu retten. Sie stellten die Fragen: Wie stehen sich die Antike und wir gegenüber? Was hat man denen zu erwidern, die einen noch wirksamen Einfluß jener alten Kulturen auf die unsrige leugnen, oder, sofern sie ihn nicht leugnen können, so doch ihn als schädlich bekämpfen? Der Petersburger Professor für Philologie,

Zielinsky, plante ein Sammelwerk, in dem für jedes Gebiet der modernen Geisteskultur die Frage gestellt und beantwortet werden sollte, was die Antike dabei für Anregungen und Förderungen einst und jetzt zu geben vermöchte. Dieser eifrigste und geistvollste Verteidiger des gymnasialen Lehrprinzipes, dem wir auch die Prägung des Titels „Die Antike und wir" als Titel seiner sehr angesehenen apologetischen Schrift verdanken, ist gestorben. Bisher hat niemand sein volles geistiges Vermächtnis übernommen. Aber der Kampf ist heftiger entbrannt als je vordem, und wir dürfen uns auf eine nahe bevorstehende entscheidende Geistesschlacht größten Stiles gefaßt machen.

Das gibt eine Abrechnung mit alten Werten, die viele Jahrhunderte in Kurs waren, und denen schon das Alter den Schutz des Ehrwürdigen verleiht, gibt eine Lösung der immer quälender werdenden Frage, wo wir den Fortschritt zu suchen haben bei der Rückkehr oder doch historischen Anlehnung an die Antike oder bei der entschlossenen Abkehr von ihr.

Die Lage ist tatsächlich unklar und verworren, vor allem auch deshalb, weil die Führer der Partei, die sich den Schutz der alten Kulturfeste zur Lebensaufgabe macht, in ihren Verteidigungsplänen uneins sind, weil ihnen die Munition auszugehen scheint, und sie deshalb den Eindruck der Unsicherheit und Kopflosigkeit machen. Sie sprechen von einer Uebergangszeit, durch die eine neue Renaissance sich andeute, durch das zur Geltung gelangte evolutionistische Prinzip gewänne die Antike als Wurzel unserer Kultur sogar noch eine verstärkte Bedeutung, der Umfang der Antike wachse stetig für uns, da wir jetzt auch das alexandrinische Zeitalter und den gesamten Hellenismus, die altchristliche Kultur, auch alle auf das Griechentum und Römertum einwirkenden Völker mit in das Studium hineinziehen. Auch der Inhalt wachse infolge umfassender Ausgrabungen und stets neuer Funde aus dem Gebiete der Literatur, Plastik und Architektur.

Aber gerade dieses Auseinandergehen des Studienobjektes bekämpfen andere Freunde des Altertums als die größte Gefahr, denn dadurch würde der Sinn von dem allein Nachwirkenden, weil allein Genialischen der enger begrenzten echt klassischen Kultur abgelenkt. Der Berliner Professor Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf habe durch sein Griechisches Lesebuch für Gymnasiasten, das die antiken Realien und die hellenistische, geistig unproduktive, aber politisch wirksame Welt in den Vordergrund stellt, der Antike den schlechtesten Dienst erwiesen. Es ist wie eine Revolte gegen den Höchstkommandierenden; denn eine solche Ehrenstelle nimmt Professor von Wilamowitz unter den Philologen ein, wenn z. B. Dr. Rudolf Borchardt (Lucca) in der Wiener Tageszeitung „Die Zeit" Nr. 2065 (1908) schreibt: „Wir halten Herrn von Wilamowitz für das Verhängnis nicht nur seiner Wissenschaft, sondern auch seiner Objekte, seine Uebersetzungen aus dem Griechischen für bare Barbareien, seine Person und Wirkung auf die Jugend für ein geistiges Unglück, seine fürs Gymnasium und für die Universität berechnete Formulierung des Griechentums für eine nicht mehr zu überbietende Mesquinität."

„Die Wissenschaft des nicht Wissenswerten" (Leipzig, Julius Zeitler, 1908) nennt Ludwig Hatvany in seiner jüngst erschienenen „Ketzerschrift" das, was er auf der Berliner Universität als altklassische Philologie vortragen hörte. Er kämpft mit Spott und Geist gegen die Mikrologie der Textverpflücker und hyperklugen Wortklauber, die vor lauter kritischem Bemühen jeden Sinn für das zerpflückte Kunstwerk, für die Natur, für das Leben selbst verlieren. Er nennt den Vertreter dieser Menschenklasse: Wöpke. Wöpke ist ihm der große Lederne in seiner Famulus-Wagner-Beschränktheit, der gar nicht mehr „mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn er Regenwürmer findet", sondern der es überhaupt nur auf Regenwürmer absieht und nebenbei liegendes Gold wegwirft; Wöpke, der Fabrikant von Kommentaren und gelehrten Klassiker-Ausgaben; Wöpke, den auch Hebbel im Sinn hatte, als er in sein Tagebuch schrieb: „Die Größe des Philologen besteht darin, daß er alle so klein zu machen sucht, als er selbst ist. Daher das Streben, jede Dichtergröße zu zertrümmern."

Hier bricht ein Sturm los. Hatvany hat zwar gegen die Philologie nicht Härteres gesagt als etwa Nietzsche und Langbehn, aber sein Angriff ist geschlossener, konzentrierter und geht den Gegnern persönlich härter zu Leibe. Daher die beispiellose Entrüstung. Derselbe Rudolf Borchardt, der sich gegen Professor von Wilamowitz so schroff ausgesprochen hatte, lehnt trotzdem jede Gemeinschaft mit Hatvany weit von sich ab, nennt sein Buch nutzlos, geschwätzig, banal, unmanierlich, indiskret, beschämend, nennt den Verfasser einen hohlen Großsprecher, der sich mißverstand, einen gescheiterten Studenten, der sich eine Art literarischer Ueberlegenheit zu erschreiben versucht, um seine Inkongruenz zur wissenschaftlichen Denkform vor sich zu bemänteln, und verkündet dem „windigen Literatentum", dem Verfasser dieses „Geschreibes" eine angemessene Geistesbetätigung im „Provinzfeuilleton" — kurz, er schimpft, und das besagt, daß der Angriff ihn und seinesgleichen im Innersten getroffen hat.

Nachdem sich die erste Wut gelegt hat, werden die Hüter der altklassischen Kultur sich doch bequemen müssen, Hatvanys Schrift zu widerlegen. Daß er nicht totgeschwiegen oder nur in Grund und Boden geschimpft wird, dafür lassen wir die Unzähligen sorgen, die ihm im wesentlichen recht geben. Die Zeiten sind nicht danach, daß sich die Philologie allein auf ihre immanente Kraft verlassen dürfte.

Ein Verteidiger des altklassischen Unterrichts schrieb jüngst die bange Frage nieder: „Kann es heute noch gelingen, durch eine Reform des altklassischen Unterrichtes seinen Kurswert in der öffentlichen Meinung zu heben?" Und er gibt sich darauf selbst die Antwort:

„Die Optimisten hoffen es. Der Ueberzeugung dürfen sich aber die klassischen Philologen nicht verschließen, daß ihre Aufgabe eine ungeheuer schwere ist. Einst, in den Zeiten des Neuhumanismus, hatten ihre Vorgänger ein leichtes Spiel, denn die Stimmführer der Zeit wiesen mit allem Nachdruck auf die Antike hin. Heute kehrt sich der Zeitgeist immer mehr von ihr ab, und die Spuren ihres Einflusses sind für den oberflächlichen Blick der Masse kaum mehr wahrzunehmen. Und schließlich ist es im allgemeinen und in der Regel der Zeitgeist, der sich die Schule macht, nicht umgekehrt. Wären auch die Einsichtsvollsten von der Unersetzlichkeit der klassischen Studien überzeugt: die Schwierigkeit liegt darin, daß es eine fast übermenschliche Aufgabe genannt werden muß, die Mehrzahl der Gebildeten hiervon unter den heutigen Verhältnissen zu überzeugen. Gleichwohl hoffen die Optimisten."*)

Allerdings hat uns gerade in jüngster Zeit die freudige Teilnahme des gebildeten Deutschland an der Entdeckung und Wiederbelebung zweier Lustspiele des Menander wieder eine bescheidene Probe von der gesunden Lebenskraft altgriechischen Geistes gegeben.

Wie soll sich unsere Wochenschrift zu diesem Kampfe stellen?

Ich meine, die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: Sie hat nicht die Interessen einer bestimmten Berufs- und Bildungsklasse zu vertreten, auch nicht die irgendeiner Form des bestehenden Erziehungswesens, sondern ganz allgemein die der Aufklärung und des Fortschrittes. Deshalb muß sie die Kämpfe um die alten Bildungsideale mit Anteil, aber ohne Parteifanatismus beobachten.

Wenn ein politischer Krieg ausbricht, so entsenden gute und ehrliche Zeitungen ihren Berichterstatter, dem sie keine Parteinahme vorschreiben, sondern nur strenge Wahrhaftigkeit zur Pflicht machen.

Eine solche Berichterstattung über den Kulturkampf, der jetzt um Gymnasium und klassische Philologie tobt, soll auch hier versucht werden. In den Fachblättern findet man natürlich die strenge Scheidung nach Kriegslagern: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich." Wir brauchen uns nicht zu entscheiden, können unsere Stimme von Fall zu Fall nach dem jeweiligen Bedürfnisse abgeben.

In Wahrheit liegen die Dinge bei solchen Kulturproblemen auch niemals so, daß auf einer Seite die Vernunft und das Recht, auf der anderen die Unvernunft und das Unrecht zu finden

*) Dr. Huemer, Professor am k. k. Staatsgymnasium in Salzburg: „Der Geist altklassischer Studien und die Schriftstellerwahl bei der Schullektüre". Wien und Leipzig, 1907. Carl Fromme.

wären. Alte Ideale sterben, um neuen Platz zu machen, aber der Uebergang ist kein jäher; beide Kräfte ringen oft lange Zeit um den Sieg. Der Fortschritt führt uns naturgemäß mit der Zeit immer weiter weg von den alten Kulturen, aus denen in früheren Jahrhunderten unsere eigene Kultur ihre starke Kraft gezogen hat; aber es wäre denkbar, daß dieser Flucht vor der Antike eine Umkehr folgen könnte, — denkbar, wenn schon wenig wahrscheinlich. Immerhin, es gibt ernste und kluge Männer, die eine solche reuige Heimkehr des verlorenen Sohnes voraussehen wollen: wenn nämlich die Uebersättigung mit technischen und naturwissenschaftlichen Errungenschaften den Wunsch nach einem mehr abstrakten, mehr geistigen Leben wieder erwecken würde. Homer, Sophokles und Plato, Phidias, Praxiteles und Lysipp seien unvergänglich, die Laune und Mißgunst des Tages könne ihrem Ewigkeitswerte nichts anhaben, deshalb auch den Schulen nichts, die zu ihren Höhen hinleiten.

Wie aber, so fragen die Unzufriedenen weiter, wie steht es mit Cicero, mit Livius, Sallust, Tacitus, Horaz und Vergil? Sollen auch diese der deutschen Jugend ewig als beste Geisteskost geboten werden? Was spricht dafür? Was dagegen? Haben wir Grund, die römische Tradition auch weiterhin noch mit Liebe zu pflegen? Und was soll an die Stelle treten, wenn man dem Gymnasium dieses sein „Rückgrat" herausnimmt?

Vor mehr als 100 Jahren schrieb Herder:

„Das deutsche Volk hat unter allen am meisten unter dem Joche der lateinischen Sprache gelitten und leidet noch darunter. Seine hohe und edle Originaldenkart, wie sie in der Beschreibung des Tacitus durchschimmert, ist ihm genommen. In Luther erschien etwas davon. Aber bald hatte die römische Bildung des Humanismus wieder alles überschwemmt. Und so liegt die Sache noch: Deutscher Geist und deutsche Sprache ist durch lateinischen Geist und Sprache unterdrückt. Die großen, die genialen Konzeptionen scheinen der Seele nur in dem Alter jugendlicher Beweglichkeit und feuriger Kraft zu gelingen; später mag man noch viel lernen, aber nicht mehr mit der kühnen und munteren Anwendung auf sein Ich.

Nun eben diese Zeit sitzen unsere Jünglinge auf der lateinischen Schule, die lateinische Sprache zu lernen. Mit dem grammatischen Szepter werden sie wie mit einem glühenden Eisen geblendet. Die erste junge Lust ermüdet, das Talent wird im Staube vergraben, das Genie verliert seine Kraft. Märtyrer einer bloß lateinischen Erziehung! O könntet ihr alle laut klagen!"

Seitdem sind diese Klagen nie wieder verstummt. So lese ich heute in der Zeitschrift „Neue Bahnen" von Cl. Pönitz eine Bücherbesprechung*) und darin als Schlußsatz: „Wenn die Philologen bei der reichen Fülle von frischen, saftigen Aepfeln, die uns die deutsche Literatur darbietet, noch immer fortfahren können, unsern armen Jungen den Magen mit ihrem altklassischen Backobst vollzustopfen, so sind sie unverbesserlich, und man kann Ludwig Gurlitts (Ein Irrtum! Soll heißen: Arthur Bonus') temperamentvollen Zorn begreifen, der den Elias herbeiruft, sie abzuschlachten wie weiland die Baalspfaffen."

Die Antike und wir, das führt zu den Unterfragen: die Griechen und wir, die Römer und wir, die Antike und das humanistische Gymnasium — und die Universität — und das öffentliche Leben (Theater, Gerichtsbarkeit, Weltsprache usw.).

Eine Fülle von Problemen, deren Betrachtung nicht dem Zufall vorbehalten bleiben darf, denn sie betreffen uns unmittelbar und sind nicht mehr zu umgehen, zu verschweigen.

Eine regelmäßige Besprechung der einschlägigen Neuerscheinung dürfte das beste Mittel sein, Anteil und Verständnis lebendig zu erhalten.

*) Ich entnahm dieser Arbeit oben zwei Zitate.

Yankeedoodle-Fahrt. Von Otto Julius Bierbaum.

IV.

Von unserem Schweizer Steward, der gerne ein Hund hätte sein mögen; von einem langen Amerikaner, der kein Staatsanwalt war, — und einiges Dazwischenliegende. Von einem berühmten Ausstattungsstücke, in dem richtige Palmen, aber keine richtigen Menschen vorkommen; von einer Dame, die weiblichen Geschlechtes war, — und einiges Dazwischenliegende. Von einem Kellner, der ein Kulturschauspiel gab; von ein paar italienischen Erdarbeitern, die bloß Hunger hatten, — und einiges Dazwischenliegende.

Unser Kammersteward war ein hübscher Schweizer Bursch mit verflucht gescheiten Augen und eigentlich gar kein Steward, sondern ein Kanzleischreiber, der in Mailand sogar an einer Bank angestellt gewesen war. Er hätte Karriere machen können, wenn es nur nicht so langsam zuginge beim Karriereмachen. Und dann, was ein richtiger Schweizer ist, der will nicht bloß immerzu Aktenstöße, Tintenfässer und Federhalter, sondern die Welt sehen. Also ging unser Freund zu Schiffe nach Amerika. Chaibe! Chaibe! Dort ist es gar nit lustig g'si. Ja, wenn einer Geld hat, dann freilich! Aber so . . Chaibe! Chaibe! . . . Er hat den Schiffsslader gemacht, den Tellerwascher, ist zum Kellner avanciert, schließlich sogar beinahe Hotelportier geworden. Aber so hoch wollte sein Ehrgeiz gar nicht hinaus. Ihm war es genug, mit ein paar Fränkeli im Sack und einem anständigen Gewand wieder nach Hause zu können, wenn auch nicht gerade als gestellter, so doch als gereister Mann. Aber einfach als Zwischendecker? — nein: als Steward. Wozu hatte er das Servieren und Trinkgeldernehmen gelernt? Und es mußte ein Schiff sein, das Umwege machte, möglichst große, damit noch ein bitzli Welt dabei abfiele. So kam ihm denn der Yankeedoodle gerade recht mit seinem „Grand Winter Cruise to Madeira, Spain, the Mediterranean and the orient, — a cruise of seventy-nine days duration to the most interesting countries in the world". Die interessantesten Länder der Welt, — das war etwas für unsern Schweizer. Dafür wollte er gerne Stiefel wichsen, Betten machen, Teller schwenken und was sonst noch Stewardspflichten sind. Ließ sich also anmustern und fuhr los, höchst begierig auf die oriental wonderlands. Aber ach: auch die sind nur für die zahlungsfähigen Gäste des schwimmenden Hotels, nicht für das dienende Gesinde da. Nur wer sich auf den Liegestühlen der Ozean-Komfort-Kompagnie genügend dazu hat ausruhen können, um die Strapazen der Landausflüge frisch zu bestehen, darf die Wunder des Orients anschauen, wer sich statt dessen mit gemeiner Arbeit abgab, soll, um nicht aus der Uebung zu kommen und an Arbeitsfreudigkeit einzubüßen im Anblick von Schönheiten, die nun mal nicht für den Arbeitspöbel da sind, an Bord bleiben und weiter schuften. Schuften? Nein: cavalieren; denn „Arbeit adelt", sagt Detlev Freiherr von Liliencron. Ein sehr verschmitztes Wort. Es verleiht dem Arbeiter kostenlos (auch für den Verleiher) den Adel und würde damit gewiß die soziale Frage lösen, wenn der Arbeiter nicht so würdelos dächte, auf den Adel zu pfeifen. Mein Schweizer zumal, als Republikaner, hätte herzlich gerne auf ihn verzichtet, wenn er dafür ein bißchen Genuß gekriegt hätte. Er war durchaus der Meinung, daß Arbeit nicht schändet; ja er rühmte sich geradezu der niederen Arbeiten, die er verrichtet hatte. Aber er fügte hinzu: bloß arbeiten und zusehen, wie sich die anderen amüsieren,

sei auf die Dauer eine verfluchte Geduldsprüfung. „Wenn ich mich doch nur in einen Hund verwandeln könnte," sagte er, „um hinter den Herrschaften herzulaufen, wenn sie alle die Wunderdinge sehen!" Dieser Gedanke verblüffte mich, weil er mich an eine glänzende Novellenidee erinnerte, die mir Felix Salten einmal mitgeteilt hat. Aber er ergriff mich auch. Denn das war wie ein Schrei; und ich fühlte: wer so empfand, der war es wert, zu sehen, wonach er sich so ingrimmig sehnte, und er mußte scheußlich leiden als Ausgeschlossener.

Es war ein Herr an Bord, mit dem ich mich gerne über diese Dinge unterhalten hätte: ein sehr langer, dürrer Herr mit glattrasiertem Gesichte, in dem sofort der sehr große, aber dennoch feine, scharfe Mund auffiel: der Mund eines Redners, Anklägers, — entweder eines Staatsanwalts oder Demagogen. Der Kabine nach, die der Longinus innehatte, einer der teuersten auf dem Yankeedoodle, entschied ich mich für Staatsanwalt, bis ich erfuhr, daß der Herr einer der mächtigsten Redner der nordamerikanischen Sozialdemokratie sei. Und deshalb hätte ich, wäre meine Scheu vor dem veramerikanisierten Englisch nicht gewesen, gerne mit ihm darüber gesprochen, wie es seine Partei anzustellen gedenkt, daß man die Arbeit nicht bloß mit schönen Redensarten abspeist, sondern ihr reelleren Lohn verschafft, und zwar nicht allein genügend Brot (was sie, auch mit Beilage, sich bereits selber zu verschaffen weiß) und allerhand Freiheiten: zu reden, zu drucken, zu streiken usw. (an denen es auch nicht fehlt), sondern auch die Möglichkeit, an den feineren Genüssen teilzunehmen, ohne die das Leben schließlich, auch wenn es fett ist, doch bloß ein armseliger Quark bleibt. Die Weisheit Grillparzers (die auch Goethes Weisheit war):

Ein jeder treibt, wozu er ward,
So will's ein ew'ger Schluß:
Hephästen steht die Arbeit wohl,
Cytheren der Genuß,

ist zur wohlfeilen Schlauheit derer geworden, die sich beim Genusse nicht stören lassen wollen durch die Zaungäste aus der Tiefe. Nicht bloß Begehrlichkeit ist wach geworden, sondern Bedürfnis. „Die Unzufriedenheit wächst", ist zwar ein Gemeinplatz, und man kann, wie an allen Banalitäten, seinen Witz daran üben, ohne sich in sonderliche Unkosten des Geistes zu stürzen, aber doch mit dem ganz sicheren Effekte, für einen starken Geist gehalten zu werden. Was hilft's aber? Er wird, wie ein Fettfleck, immer größer, und schließlich ist das ganze schöne Tafeltuch der sicher Schmausenden von ihm so unsäuberlich bedeckt, daß es für Leute von einigem Sauberkeitsbedürfnis gar kein Vergnügen mehr ist, mitzutafeln.

Irgendwo bei Wedekind findet sich der Gedanke, daß zum besseren Gefühle des Reichtums auch der Bettler am Portale gehört. In Rainer Maria Rilkes „Stundenbuch" aber heißt es (dem Sinne nach), daß heute die Reichen nicht mehr reich, die Armen nicht mehr arm sind. Beide Gedanken gehören zusammen, obwohl der eine nach einem Kardinal aus der italienischen Renaissance, der andre nach orientalischem Christentum schmeckt. Es gibt nicht mehr solche Reiche im Wedekindschen Sinne, und es gibt im Rilkeschen Sinne überhaupt keine richtigen Reichen, keine richtigen Armen mehr: weil das Christentum als wirklich bestimmende Macht abgewirtschaftet hat. Die Lehre Jesu war eine frohe Botschaft für die Armen gewesen, aber, da Jesus wirklich die Liebe war, so ließ sich aus seiner Lehre mit Leichtigkeit eine Religion ableiten, die es auch den Reichen recht machte. In ihr funktionierte der Wedekindsche Bettler am Portale (wenn auch nicht im Sinne Wedekinds) tadellos und

war dabei auch seinerseits in vortrefflicher Gemütsverfassung. Die große Kunst des Orients, Religionen zu schaffen, die, realistisch und idealistisch zugleich, Genuß und Hoffnung in der Gleichschwebe halten: den Mächtigen erlauben, mit Glanz mächtig zu sein, und den Ohnmächtigen eine Art Wollust der Ohnmacht bescheren, hatte sich wunderbar bewährt. Die Griechen, ehedem das Bollwerk des Westens gegen den Orient, wurden durch das Christentum zu Orientalen. Rom, nicht so völlig überwunden, mußte doch, um wenigstens über die Geister mächtig zu bleiben, paktieren (was es mit dem ganzen Geschicke seiner Begabung für bona pacta tat); und selbst die siegreich heranpolternden westlichen Barbaren, die germanischen Bären voran, sogen den süßen Dampf der orientalischen Weihrauchkörner mit soviel innigem Behagen ein, daß das ganze Innere ihres Volkswesens auf gut ein Jahrtausend hin verräuchert worden ist. Auch heute schmeckt die germanische Seele noch deutlich nach dem orientalischen Räucherwerk des Christentums, aber schon seit Luther riecht spiritus teutonicus merklich mit hinein, und von einer angenehmen Benebelung kann längst keine Rede mehr sein. Der Orient hat seine Macht verloren. Seine Wunder sind Ruinen. Aegypten, Syrien, Palästina, Byzanz, Griechenland: Museum, nicht mehr palaestra; Studienobjekt, nicht Leben; Peripherie, nicht Fokus. Und nun muß der Westen Ersatz schaffen für die immer mehr verduftende Religion aus dem Osten. Die große Unzufriedenheit ist da — es fehlt nur noch der große Mensch, der diesmal vermutlich nicht mit der großen Liebe, sondern mit dem großen Zorne kommen wird. Die Sozialdemokratie freilich will uns glauben machen, es bedürfe im XX. Jahrhundert keines Heilandes mehr: die Masse selber werde das Heil herbeiwalzen — langsam, aber sicher. „Mahle, Mühle, mahle!“ Aber der Wille zur Tat pflegt nicht so langmütig zu sein. Er sammelt seine Kräfte in Millionen Machtlosen, um sie, wenn die Zeit gekommen ist, in einem genialen Temperament machtvoll zu vereinigen: dem Helden. Der, der einmal sein Vater sein wird, sehnt sich jetzt vielleicht beim Ausbürsten der Unterröcke einer Sen-Sen kauenden Miß danach, nachts heimlich ein Boot heranzurufen und sich an einem Tau hinabzulassen, um wenigstens bei Nacht die Wunder des Orients kennen zu lernen. Der mächtigste Redner der nordamerikanischen Sozialdemokratie wird derweile ruhig in seiner Luxuskabine schlafen, neue Kräfte zu sammeln für gewaltige Reden, die das Heil der Organisation predigen und die alleinseligmachende Kirche der Partei, außer der nichts gedeiht, als fruchtloses ohnmächtiges Wüten. Er ruhe sanft: auch er ein Johannes, wenngleich er sich nicht von Heuschrecken nährt. Denn Wüstendiät oder härenes Gewand sind gewiß nicht das Wesentliche an einem, der den verkündet, der da kommen soll. Ja, man kann sogar ein Johannes sein, ohne an einen Jesus zu glauben. Solcher Johannesse gibt es heute viele. Sie werden einen heillosen Schrecken erleben, wenn statt der Sache, die sie verkündet haben, ein Mensch kommt.

Ich für mein Teil glaube an diesen Menschen, ohne daß ich mich zu den Johannessen zähle, die an „seine“ (nämlich ihre) Sache glauben. Ich glaube vielmehr, daß er diese Sache genau so als Held traktieren wird, wie jede andre. „Gebet Raum dem Zorn!“ wird sein Ruf sein, und er wird sicherlich mit dem Schwert kommen. Und es wird eine Weile sehr ungemütlich, aber gar nicht langweilig sein. Das Leben wird wieder einmal billig im Preise stehen, und es wird Kommerzienräte geben, die mit Witz und Anstand zu sterben wissen: vielleicht mit einem Verse von Stefan George auf den Lippen

(was schon sehr witzig wäre). Der eine Held wird viele Helden machen: rechts und links; aber die Löwen der ästhetischen Salons mit den gebrannten Mähnen werden zu ganz, ganz kleinen Pintscherchen werden und sich hinterm Nachttopf ihrer Anbeterinnen verkriechen: denn die Blutlosen können kein Blut sehen. Gelten und walten wird die Gewalt der Vergeltung ohne alle Gerechtigkeit im kleinen, denn alles Persönliche wird Bagatellsache sein in dem großen Prozesse der Massenrache.

*

Yankeedoodle, wohin hast du mich geführt mit deinen beiden Schloten, deren einen ich Elend, den andern aber Ueberfluß taufte?

Kehre zurück ins Gemütliche, o Doppelschraube, und alles ist verziehen!

*

Das Reisebureau wollte uns verlocken, eine Gesellschaftsfahrt im Automobil mitzumachen, die die herrlichsten Punkte der unbeschreiblich schönen Riviera abschnaufen sollte. Aber wir sind weder für Gesellschaftsautomobile, noch für die unbeschreiblich schöne Riviera eingenommen. Sobald das Automobil zum Omnibus wird, verliert es jeden Reiz für uns, und eine mit Palmen frisierte Natur, die überdies mit protzigen Villen im schlechtesten modernen Geschmack besteckt ist, wie die Frisur einer Demimondaine minderen Grades mit falschen Schildpattkämmen aus Zelluloid, mißbehagt uns gar heftig. Wir hatten das auf dem Wege zu unserer Niederlage am grünen Tische schon genügend gesehen: Theater, Kulisse, hergerichtet für das Publikum des gegenwärtig in den besseren Kreisen so sehr beliebten Ausstattungsstückes: Riviera oder der Frühling im Winter. Es ist ein leeres, verlogenes Stück ohne alle poetischen Qualitäten, gerade gut genug für Menschen, die weniger empfinden, als, ganz äußerlich, sehen und weniger noch sehen, als gesehen werden wollen. Gegenwärtig spielt dabei die Hauptrolle das Automobil. Die schönen Wagen, allesamt geschlossen, weil der eine den andern in Staubwolken hüllt, rasen wie die Verkörperung der Tobsucht wild besessen hintereinander her. Eine wunderbare Kraft jammervoll mißbraucht. Stupor! Stupor!

Wir fuhren mit der Trambahn nach Nizza. Eine etwa fünfzigjährige französische Dame saß mit einer etwas jüngeren uns gegenüber. Ich machte von der gütig gewährten Erlaubnis meiner Frau (die auf Reisen nicht so ist) Gebrauch und verliebte mich in sie. Wie reizend war sie aber auch! Wie lebhaft, munter, elegant! Und ihr Französisch klang wie tongewordener Esprit. Auch ein bißchen kokett war sie noch, aber es war die Koketterie, die fünfzig Jahren noch wohl ansteht. Sie war ganz Dame und doch Natur: eine weibliche Dame. Wie angenehm das ist. Ich war sehr glücklich darüber, daß sie meiner Frau genau so gut gefiel wie mir. Grazie, Signora!

Nizza hat das Kunststück fertig gebracht, aus lauter Hotels eine Stadt zu bilden, und noch dazu eine amüsante Stadt. Das Vorbild liegt natürlich an der Seine. Einen Pariser Boulevard hat man tel quel herübergenommen. Und es fehlen auch nicht die Pariser Boulevardtypen, als da sind: mustergültige Kokotten jeden Genres (doch keine Midinetten; für die ist das Pflaster zu industriell); ernsthaft elegante ältere Viveurs von schon beinahe geistreichem Aeußern, weil sie den Stil des großen Dégouts brillant markieren; Offiziersaspiranten des taggültigen Geschmacks mit noch zu absichtlicher Korrektheit, aber doch montmartrehoch stehend über unseren dilettantischen, pseudobritischen Snob-Dandys; zweifelhafte

Gentilhommes mit der gewissen Unsicherheit in den allzu begehrlichen Augen und in den Bewegungen wider Willen eine latente Brutalität verratend; Engländer mit den Eroberer-schritten; deutsche Offiziere in Zivil mit dem unaustilgbaren Parademarsch im allzu strammen Leibe; die drolligen kleinen Rentner aus der französischen Provinz, halb Neugier, halb moralische Mißbilligung; und, sieh da, sieh da Timotheus: auch der junge Herr Poet aus dem Kaffeehause, der selbst mit langen Haaren nicht wie ein Tapezierergehilfe, sondern ganz richtig wie ein Dichter nach dem Herzen junger Mädchen aussieht, obwohl er, dem Zeit-geiste Rechnung tragend, ein Monokel trägt.

Wir fanden das alles sehr hübsch, und meine Frau war klug genug, sich das Ver-gnügen daran nicht durch den Anblick des immerhin etwas sonderbar anmutenden Denkmals verderben zu lassen, das (nicht Nizza, denn Nizza gibt's offiziell nicht mehr, sondern) „la ville de Nice à la France" errichtet hat. (Ob wir ein Denkmal erleben werden mit der Aufschrift: „Die Stadt Straßburg dem Deutschen Reiche"? Kaum. Das Elsaß, der alten deutschen Kultur zugehörig und durchsetzt mit vielen und schönen Elementen der französischen, wird dem Reiche so lange nur angegliedert sein, als dieses Reich wesentlich preußischen Geist atmet. „Der Norden, ach, ist kalt und klug." Und der Nordwind streng. Lauter Eigenschaften, die schwer Liebe erregen, zumal wenn sie hochfahrend auftreten. Ich habe mich auf dieser Reise überzeugt, daß dieses oft geradezu karikaturhaft wirkende hochnäsige Gebaren von Vertretern der preußischen Hegemonie im Grunde auf einen Mangel an feinerem Formsinn zurückzuführen und meist „gar nicht so gemeint" ist; aber was hilft das? Der einzelne mag ja, wenn er dahinter kommt, versöhnt werden (obwohl ein gewisser Widerwille bleibt), aber das Volk schließt aus dem Aeußeren und lehnt ab, wo es nichts als Ablehnung gewahrt. — Nebenbei: Merkwürdig, daß das nuancenlose Entweder-Oder des preußischen Wesens sich schon in den preußischen Farben, diesem harten Nebeneinander: Schwarz-Weiß ausdrückt. Möge auch das hinzugekommene Rot eine symbolische Bedeutung haben. Denn wenn es die Farbe der Liebe ist, ist es wohl auch die Farbe der Liebenswürdigkeit, und das ist eine Eigenschaft, um derentwillen, wie es die Sympathie beweist, deren sich die Franzosen zu erfreuen haben, viel verziehen wird.)

Für die große, einfache Linie echter Architektur scheint auch in Nizza, wie an der französischen Riviera überhaupt, kein günstiger Boden zu sein. Der geschwollene Reichtum, der hier baut, tobt sich in Geschwollenheiten aus, die auch in glitzerndem Marmor höchst unerfreulich anzusehen sind. Die simpelste Villa in Toskana zeigt Größe und Vornehmheit. Die Medicis, die doch gewiß nicht weniger große Herren waren als die Leute, die sich heute ein Haus an der Promenade des Anglais in Nizza leisten können: welche schöne Zurück-haltung legten sie an den Tag, wenn sie bauten. Hier aber kreischt alles, und es ist ein ewiges Pochen auf das Portemonnaie. Reichtum, der blödsinnig geworden ist, statt Majestät zu werden.

Zum Karneval sahen wir nur die Vorbereitungen: die Ehrenpforte und die via triumphalis des jokosen Prinzen, der auf gewaltigen Plakaten als der gnädige Souverän von Nizza bezeichnet war. Ich fürchte, auch er ist keine echte Majestät von Humors Gnaden, sondern nur ein armer Lohn-Narr, der so tun muß, als sei er vor Uebermut närrisch ge-worden. Was ist ein Karneval ohne Volk? Kann es sehr lustig zugehen, wo man nach Programm närrisch ist? Ich glaube, daß es auf dem Karneval von Nizza sehr bunt und kostspielig zugeht, aber gar nicht lustig. Ein gemanageter Fasching, — Gott bewahre mich!

So waren wir gar nicht betrübt darüber, diese Glanznummer des Riviera-Ausstattungsstückes entbehren zu müssen, und beschlossen, dafür eine der Stätten zu besuchen, wo sich das Logen-Publikum dieser Vorstellung auf ihren Genuß vorzubereiten pflegt durch Einnahme von Mahlzeiten, die uns ein erfahrener Kenner als „absolut erstrangig" bezeichnet hatte. Nun kann das moderne Adjektivum „erstrangig" einem den schönsten Appetit verderben, aber um so sicherer, schlossen wir, würde es sich dann herausstellen, ob die berühmte Küche des Restaurants du Helder-Armenonville ihren hohen Ruhm verdient. Kein Wort darüber: sie ist eines geschmackvolleren Adjektivums würdig. Nur im Savoy-Hotel zu Kairo sind uns Meisterwerke der Kochkunst von gleicher Vollendung aufgetischt worden. Und dabei haben wir uns nicht einmal auf Finessen eingelassen, sondern mit dem ordinären Tagesmenu begnügt. (Denn der Geist der Hybris war aus uns gewichen seit unserm Débâcle in Monte-Carlo.) Aber ganz ausgeschlossen vom Genusse des höchsten Raffinements blieben wir doch nicht: wir durften es als Schauspiel genießen. Da es gratis war und ich mir von Unbekannten nicht gerne was schenken lasse, will ich versuchen, es nachträglich in klingender Hexameter-Münze abzubezahlen. Auch widerstrebt der außerordentliche Gegenstand gemeiner prosaischer Behandlung. Und somit: Singe mir, Muse!

Siehe, am Nebentische erschien hochherrlich ein Ober-,
Nein: ein Ueberkellner erschien: ein Cherub im Fracke,
Ganz untadelig schön, gemessen in jeder Bewegung.
Feierlich trug er einher, streng wagerecht haltend die Hände,
Während die Beuge des Arms fest lag am Einschnitt des Leibes,
Silbern ein tiefes Kassrol, bedeckt von knaufiger Stürze.
Dieses Gefäß, lautlos, aufstellte er silbernem Dreifuß,
Brachte dem Weingeist nahe die gelblich weinende Kerze
Und entzündete so die schlangenäugige Flamme.
Wartend, die goldene Uhr in der Hand, stand still eine Weile,
Völlig im Banne des Amts, das ihm Würde verlieh und Trinkgeld,
Gänzlich der Welt entrückt, der Träger des schößigen Frackes.
Nun aber hob er die Stürze und fuhr mit der silbernen Gabel
Sicher hinein in den Bauch der mäßig erhitzten Kassrolle.
Sieh und er brachte ans Licht eine speckumhäutete Schnepfe,
Löste den Speck rund ab und legte den leckeren Vogel
Lind, wie die Mutter das Kind hinlegt auf schimmerndes Linnen,
Rücklings grad vor sich hin und öffnete sicheren Schnittes
Hurtig den Leib des Tiers. Nun wieder die Gabel zu Händen
Fuhr er ins Dunkel hinein und brachte mit spießender Zinke
Blutig Magen und Herz und Lunge und sonst vielleicht noch was
Triefend heraus. Es war, beim Zeus, kein lieblicher Anblick.
Vor sich breitend das Ganze bewarf er's mit reichlichem Pfeffer,
Gab auch Salzes hinzu genügendes Maß und sprühte
Aromatische Säure darauf gepreßter Limone.
Jetzt ergriff er ein Messer und hackte in Stücke der Schnepfe
Würziges Interieur, so daß es ein blutiger Brei ward,
Und vertraute den Brei nochmals dem silbernen Kochtopf,
Wieder entzündend die grünliche Gier des hitzigen Weinsprits.

Aber das übrige auch des unglückseligen Vogels,
Der der Schlinge verfiel, weil allzu lecker sein Fleisch ist,
Ward auf Feuer gebettet in silberner Platte, belegt mit
Buttrig geröstetem Brot. So war ein doppeltes Kochen
Unter dem wachsamen Auge des unvergleichlichen Kellners.
Dieser rückte heran einen Tisch mit vielerlei Flaschen:
Glänzenden Leibern voll Geist entstanden aus fruchtiger Gärung.
Und zuerst erhob er den dreifach gestirneten Kognak.
Davon weihte ein winziges Glas dem schnepfigen Innern
Höchst bedacht der erfahrene Mann, indes von Madeiras
Süßerem Feuer das doppelte Maß zuführte der Weise.
Und so schmorte in Geist und schmorte in Würze der Blutbrei,
Bis die Kunst es gebot, hinzuzufügen das andre,
Das indessen gediehen zu völliger Gare und braun war.
Zwei Minuten, die Uhr in der Hand, gewährte der Künstler,
Daß das Fleisch sich erfüllte mit Saft und Würze des Mischbreis;
Dann erhob er den Topf und setzte beiseite den Dreifuß.
Und er lüpfte den Deckel; es kam der lange ersehnte
Hohe, sublime Moment, da die Nase genießt. Mit Schweigen
Zoll' ich dem Unsagbaren Respekt und künde nur dies noch:
Hoch auf silbernem Dreizack hielt der Kellner der Kellner
Frei in der Luft das ambrosische Tier und zerlegte es also:
Keinerlei Basis bedürfend, ein Meister auch in der Tranchierkunst.

Wir aber begaben uns, im Bewußtsein, ein Kulturschauspiel genossen zu haben, das auch zu Luculli Zeiten nicht vollendeter in Szene gesetzt und durchgeführt worden sein kann, nach Villafranca zurück, wo wir, bis unser Boot bereit war, einer Schar italienischer Erdarbeiter zusahen, wie sie sich zwischen zwei Steinen in einem eisernen Topfe ihre Polenta kochten.

Der Zauberschuh. Hinterlassenes Manuskript von Wolfgang Kirchbach.

Mitten in der Nacht wachte Friedrich auf und richtete sich erschrocken im Bett in die Höhe. Vom Kirchturm dröhnten die zwölf Schläge der Mitternacht an das finstere Glasfenster seiner Kammer, daß es summend schwirrte. Zwischen jedem Schlage hörte Friedrich deutlich einen leise schlürfenden Tritt vor der Türe. Um seine Augen, die er weit aufriß, floß die Dunkelheit und rote Purpurflecken. Es schlürfte aber unten auf der Treppe ganz versteckt und nach jedem Glockenschlage klang es, als sei der Tritt auch eine Stufe höher. Friedrich zündete Licht an, sprang aus dem Bett, trat an die Türe und rief laut: „Wer da!“ Niemand antwortete. Er rief nochmals, hörte aber nur, daß ein Fuß leise an der Türe anstieß. Er leuchtete auf die Treppe hinaus. Niemand war zu sehen. Er glaubte schon, er habe sich getäuscht, als er plötzlich ganz nahe den schleifenden Tritt wieder vernahm, der dann in einen regelmäßigen Schritt überging. Er stürzte nach, starrte um sich, hörte die Tritte ganz nahe vor sich und sah doch niemanden. Außer sich vor Schrecken, rief er laut: „Zu Hilfe!“ Während er nebenan die Nachbarsleute aufspringen hörte und wartete, daß sie kommen sollten, schallte noch mehrmals der regelmäßige knarrende Tritt. Plötzlich war alles still. Die Nachbarsleute kamen. Sie suchten lange das ganze Zimmer aus, als sie aber nichts gefunden hatten, meinten sie lachend, Friedrich habe wohl

nur geträumt, er solle sich wieder ins Bett legen und solle seinen Traumschrecken verschlafen. Friedrich legte sich beklommen zu Bette. Erst gegen Morgen schlief er ermattet ein. Er hatte das Geräusch nicht wieder vernommen.

Als er spät am anderen Morgen erwachte, rieb er sich kopfschüttelnd die Augen über den seltsamen Traum, denn er glaubte nun selbst wirklich, er habe nur geträumt. Als er aber sich angekleidet hatte und seine Stiefel anzuziehen im Begriff war, bemerkte er, zu seiner stillen Verwunderung, daß neben seinen Stiefeln auf der Diele ein feiner, weißseidener Schuh stand. Während er staunend und in Gedanken seinen linken schwarzen Stiefel anzog, betrachtete er den zarten Schuh, der mit einer purpurroten Rosette geschmückt war, welche so täuschend eine Rose nachahmte, daß man glauben mußte, es sei eine frisch gepflückte Rose, welche zufällig auf den Schuh gefallen war. Im ganzen sah dieser aus wie ein seidener Tanzschuh von zierlicher Arbeit. Friedrich erschrak heftig darüber, denn er meinte, es müsse nun doch jemand im Zimmer gewesen sein, zugleich aber überkam ihn eine bange Versuchung, zu sehen, ob dieser Frauenschuh wohl auch an seinen Fuß passe. Er hob ihn also vom Boden auf, betrachtete ihn zagend und fuhr endlich mit dem rechten Fuße hinein. Der Schuh saß wie angegossen. — Kaum hatte Friedrich ihn angezogen, als sein anfänglicher banger Mollton sich in eine große, tiefe Traurigkeit verwandelte. Und doch fühlte er sich auch wieder merkwürdig heiter, sowie er nur auf den Schuh blickte. Auch mußte er lächeln, wie komisch es eigentlich aussähe, daß er an dem einen Fuß einen zarten seidenen Tanzschuh, am anderen einen schweren, schwarzen Stiefel trüge. Zugleich spürte er in seinem rechten Bein, an dem der Tanzschuh saß, eine peinliche Unruhe, eine Rastlosigkeit, eine wunderliche Wanderlust, daß er unwillkürlich, wie von einem geheimen Zauber bestrickt, nach seinem Hut griff, ihn aufsetzte und, alles vergessend, sein Zimmer verließ. Er stieg die Treppe hinunter, ging auf die Straße und suchte sogleich den nächsten Ausweg aus der Stadt, um auf freies Feld zu gelangen. Er hinkte aber etwas im Gehen, da die Ungleichheit der Schuhe ihn dazu zwang. Leicht und lebendig trat sein rechter Fuß mit dem zarten Seidenschuh auf und schwer und plump hinkte sein linker Fuß mit dem Stiefel nach. Er war froh, als er aus der Stadt war, ihre Türme, Spitzdächer und Tore hinter sich verschwinden sah.

Endlich war er draußen auf freiem Felde, wo die Roggensaaten schon gelb und hoch standen und blaue Kornblumen und roter Mohn zwischen den Halmen leuchteten. Dazwischen kamen weite Wiesen voll Klee und Gras, ganz übersäet mit den schönsten Feldblumen von aller Art. Friedrich wanderte und hinkte in schnellem Schritte auf den Feldwegen dahin, ohne zu wissen und zu denken, wohin es eigentlich gehen solle. Er war nur erfüllt von einem unbestimmten Wandertrieb, und während er sehr traurig war, daß er so ziellos hinaus müsse, pfiff er doch leise ein lustiges Liedchen vor sich hin und lächelte, daß er hinken mußte, als wäre er der leibhaftige Teufel selbst.

Friedrich war sonst ein trockener, in sich gekehrter Geselle gewesen. Er war Student an der Universität und hatte sich schon vier Jahre lang in die Bücher vergraben, ohne sonst auf die Welt und die Menschen zu achten. Selten war er spazieren gegangen, ohne sich dabei weiter über die Natur zu erfreuen. Nun berührte es ihn auf einmal mit einem Schauder, daß, seit er den weißen Schuh trug, all seine gelehrten Gedanken davongeflogen waren. Wie er so durch die Felder strich, lenkte ihn sein rechter Fuß wider seinen Willen, wie ein Reiter seinem Rosse folgen muß, plötzlich mitten in ein Kornfeld hinein, wo die roten Mohnblumen dichtgedrängt standen. Er bückte sich, da sein Fuß vor den Blumen hielt, und pflückte die Mohnblumen, Kornblumen und Winden ab. Es war ihm sehr selig dabei zumute, immer mußte er lächeln: er betrachtete die roten Mohnblätter und die Kelchkörbchen der Kornblumen und hatte eine innige Freude, wenn er sich bückte, diese Blümlein zum Strauße zu pflücken. Sowie er sich aber aufrichtete, überkam ihn ein Grauen und ein Schrecken, denn er meinte, seine Sinne seien verwirrt, es sei der Anfang eines stillen Wahnsinns, der in ihm stecke. Er begriff nicht, wie man für nichts und wieder nichts Blumen abpflücken und sich doch erfreuen könne, daß man sie pflücke; es war ihm tief un-

heimlich, daß sein Herz so selig schlug nur deshalb, weil er kleine Blümlein pflücken müsse. Und so summte und reimte er leise ein Liedchen für sich hin:

Ach, warum muß ich denn die roten Blümlein pflücken?
Ach, warum muß ich denn mich selig niederbücken?
Die Frage will das Herz mir ganz daniederdrücken . . .
Ach, warum muß ich denn die roten Blümlein pflücken?

Und dieses summte und sprach er vor sich hin, und wie er merkte, daß es sich reimte, erschrak er wieder, daß es sich reime, und jeder Reim erregte wieder seinen Schauder, wenn er summte:

Ach, warum muß ich denn von roten Blümlein reimen,
Die doch von selbst im Erdenschoß erkeimen . . .?
Ach, warum muß ich denn so still und selig sein
Und trage doch in mir die dunkle, trübe Pein?

So hatte er sich einen großen Strauß von Feldblumen gepflückt. Im Weiterwandern überkam ihn nun die Lust, sich einen Kranz zu winden. Er wand den Mohn und die Winden zusammen und legte, als er den Kranz fertig hatte, ihn auf seinen Hut. Den Rest der Blumen steckte er sich als Strauß vorn auf die Brust. Nun war er bekränzt wie ein Blumenkönig und wanderte in leichtem Selbstgefühl, daß er doch schmuck und schön aussehen müsse, weiter. Als er aber eine Weile gegangen war, fiel ihm ein, daß er, einen Kranz von Blumen auf dem Haupt, einen zarten Frauenschuh am Fuß, mit leichtem Gemüte einherschreite, während sein linker Fuß mit dem schweren schwarzen Stiefel so schwermütig hinter ihm dreinhinkte. Er sah auf den Weg hinter sich und sah die Spuren seiner Stiefel abwechselnd im Pfade eingedrückt: leicht und wie von einem Mädchenschritt die eine Spur, breit und ausgetreten die andere. Darüber und über das Bild, das er vorstellte, mußte er nun laut und lustig lachen, daß der Schall über die Wiesen klang und von den Hügeln ein Echo zurückkam. Er hatte das lachende Echo aber kaum gehört, als er wieder furchtbar zusammenschrak über sein eigenes Lachen, und atemlos weiter wandernd summte er:

Ach, warum muß ich denn in meiner Seele lachen,
Daß fernher dieser Stimmen Echo muß erwachen?
Trag' ich in meiner Brust ein Echo anderer Welten,
Daß in mir fremdes Lachen muß sich melden?

Und nun sann er, es müsse wohl sein eigenes Lachen nur ein Echo sein aus einer anderen Welt, das in seiner Seele angestimmt würde, wenn drüben in dieser anderen Welt höhere Wesen sich mit Blumen kränzten und, weil der geisterhafte Schuh, den er am Fuße trug, so geheimnisvollerweise in sein Zimmer gebracht worden war, so glaubte er, es müsse ein Schuh aus einer anderen Welt sein.

So kam er in den Wald, und es wurde ihm immer unheimlicher, weil er fortwährend lachen mußte darüber, daß er an einem Fuß einen gewöhnlichen Erdenstiefel, am andern einen Geisterschuh aus höheren Welten trage. Regelmäßig erschrak er über sein Lachen, bis er auf den Gedanken kam, es sei wohl das Beste, die Ursache dieses Lachens, die zugleich ihm die Ursache seines Hinkens und seiner tiefen Traurigkeit schien, zu entfernen. Er setzte sich also auf den Wurzelstock eines abgehauenen Baumstammes, zog seinen schwarzen Stiefel aus, warf ihn weit weg ins Moos und sagte: „Fort mit Dir, alter Erdenstiefel, Du bist mir zu schwer. Jetzt will ich in meinem süßen Seidenschuh ohne Traurigkeit und ohne dieses grauenhafte Lachen leicht, wie mit Götterschuhen, weiterziehen!“ So rief er und erhob sich, um weiterzugehen.

Wie erschrak er aber, als er merkte, daß er sich nicht von der Stelle zu rühren vermochte. Zwar hob er seinen linken Fuß leicht voran, der rechte aber, an dem der seidene Schuh saß, war schwer wie Blei. Wie angewurzelt stand der Fuß im Moose fest, und als er mit aller Anstrengung den Fuß zu heben versuchte und doch den Schuh nicht in die Höhe brachte, meinte er, der Schuh müsse plötzlich tausend Zentner schwer geworden sein.

Eine furchtbare Angst erfaßte Friedrich. Wie, wenn er hier festgebannt stehen bleiben müsse, ohne den Schuh heben zu können! Vergeblich versuchte er seinen Stiefel wieder zu erlangen, er hatte ihn weit weggeworfen, daß er mehrere Schritte hätte machen müssen, um dahin zu gelangen. Wie eine Säule stand sein rechtes Bein fest. Da sah er, daß er nur durch das Gleichgewicht, mit dem sich die beiden Schuhe, der Erdenstiefel und der Geisterschuh, die Wage gehalten hatten, diese Wanderung, deren Ziel er noch nicht kannte, bestehen könne, und daß sein vieles Lachen, seine Traurigkeit und Seligkeit von diesem Gleichgewichte kämen. Lange sann er, wie er sich retten könnte aus seiner Lage. Er versuchte, den seidenen Schuh auszuziehen, um dann den andern zu holen, aber kaum hob er den Fuß ein wenig aus dem Schuh heraus, so war es ihm, als risse in seiner Brust der Lebensfaden entzwei und er müsse augenblicklich tot hinstürzen. Da sah er wohl, daß er diesen Seidenschuh nicht eher wieder ausziehen könne, als bis er zuvor den schwarzen Lederstiefel anhabe.

Lange saß er in bangem Schwanken und vermochte nicht vom Platze zu kommen. Er verwünschte sich, daß er jemals diesen schrecklichen Schuh angezogen hatte. Er sehnte sich zurück nach seiner stillen Studierstube, während er hier im einsamen Walde verlassen stehen mußte, wehrlos vor Räubern, dazu auch noch mit Blumen bekränzt, eine Spottgestalt für die Vögel des Waldes, eine Scheuche für die Krähen und Dohlen. Und wie er sich in diesen Gedanken hineindachte, daß er hier wie festgemauert stehen müsse, in einem Tanzschuh mit Blumen bekränzt, konnte er doch nicht umhin, wiederum zu lächeln über das traurige Bild, das er vorstellte. Zufällig versuchte er, während er lachte, seinen Fuß zu bewegen, und merkwürdig! er hob plötzlich dabei den Seidenschuh ganz federleicht in die Höhe und konnte einen Schritt tun. Darüber erstaunte er nun mächtig, aber im selben Moment konnte er auch nicht mehr weiter. Nach langem Sinnen ward ihm klar, daß vielleicht das Lachen selbst die Last des Schuhes verschwinden mache.

Schlimm war es nun freilich, daß, als er sich zum Lachen zwingen wollte, er doch nicht vom Platze konnte. Endlich aber kam ihm doch wieder ein heiterer Gedanke, daß er unwillkürlich lächelte und lächelnd bis zu seinem Stiefel hinschreiten konnte. Den hob er auf, zog ihn eilig wieder an und atmete auf, als er sah, daß er nun, wie vorher, rüstig weiter zu wandern vermochte. Das tat er dann sogleich.

Als er nun so durch den Wald schlenderte, Blumen pflückte, mit denen er sich schmückte, den Vogelstimmen lauschte, welche von den Bäumen zwitscherten, am stillen Waldbach stehen blieb und mit einer heimlichen Seligkeit dem Rauschen und Murmeln der Wellen lauschte, kam auch ein Mädchen durch den Wald gegangen. Er hörte sie von ferne singen. Es war eine Bauerntochter, die einen großen Korb auf dem Rücken trug. Sie hatte keine Schuhe an und ging barfuß.

Als Friedrich sie kommen sah, schämte er sich vor ihr, er wußte nicht, warum. Er hatte in seinem Leben schon manche barfüßige Bäuerin gesehen und das ganz selbstverständlich gefunden wie jedermann, daß Bauersleute bei der Arbeit in großer Hitze keine Schuhe tragen. Weil er aber zweierlei Schuhe anhatte, kam es ihm ganz unheimlich und schreckhaft vor, daß die Bauerntochter barfuß durch den Wald geschritten kam. Er wollte ihr daher ausweichen und stellte sich hinter eine große Eiche, um nicht von ihr bemerkt zu werden. Sie schritt denn auch in den Bach hinein, faßte ihren Rock etwas in die Höhe und watete durch den Bach. Als sie aber drüben auf der anderen Seite stand, rief sie auf einmal aus:

„Ja! Was liegt dort für eine schöne rote Rose im Moose."

Friedrich zog erschrocken seinen Fuß zurück, denn sie hatte die Rosette seines Tanzschuhes gesehen. Darüber aber schrie sie laut auf, daß plötzlich die rote Rose weggezogen wurde, und sie hatte auch dabei den Tanzschuh erkannt. Sie lief ein Stück nach links und sah Friedrich hinter der Eiche stehen.

„Ei," rief sie. „Was hat der Herr für einen schönen Tanzschuh an! Kommen Sie herüber, wir wollen eins zusammen tanzen. Ich tanze für mein Lebtag gern, und wenn's der Teufel wär', ich tanzte mit ihm."

„Und wenn ich nun der Teufel wär'!“ sagte Friedrich zornig, indem er hinkend hinter der Eiche vorkam. „Mach, daß Du fortkommst, dummes Ding; wie kann ich über den Bach hinüber mit einem seidenen Tanzschuh!“

„Herr, Ihr seid gewiß der Teufel, denn Ihr hinkt!“ sagte das Mädchen entsetzt. „Ihr habt einen Pferdefuß in den schwarzen Stiefel gesteckt, damit man ihn nicht sehen soll, wenn Ihr zu Tanze geht. O je!“ rief sie aus. „Der Teufel ist auf die Erde gekommen und will zu Tanze gehen.“

„Willst Du mich noch verhöhnen in meinem Unglück!“ rief Friedrich hinüber. „Ei was,“ sagte das Mädchen; „ich fürcht' mich vor dem Teufel nit! Kommen Sie, Herr Satan, tanzen wir eins! Ich hab mir's schon immer gewünscht, einmal mit dem Leibhaftigen zu tanzen, und weil ich gerade barfuß bin, so will ich hinüber kommen, wenn der Teufel wasserscheu geworden ist mit seinem Tanzschuh.“

Sie sprang in den Bach, daß das Wasser aufspritzte, watete hinüber und lief auf Friedrich los. Noch ehe er sich's versehen hatte, legte sie ihren Arm um ihn und sagte lachend: „Na, nun wollen wir einmal mit dem Teufel tanzen, daß die Zöpfe fliegen. Hätt' ich's doch mein Lebtag nicht gedacht, daß ich Euch noch einmal im Walde begegnen würde.“

Kaum hatte sie ihren Arm auf Friedrich gelegt, als er in seinem rechten Fuß plötzlich eine unbändige Tanzlust verspürte. Es war, als kreise ein Wasserwirbel von seinem Fuße im Blute herauf, der ihn herumschleudern sollte. Und so faßte er das Bauernmädchen fest an und fing an mit ihr zu tanzen um die Eichenbäume herum, so schnell, daß sie glaubten, die Eichenbäume tanzten um sie her, und sie stünden ihrerseits fest. Das Bauernmädchen lachte und schrie vor Vergnügen darüber, daß sie mit dem Teufel tanzen dürfe, der immer dabei mit seinem linken Stiefel hinkte, während ihre Barfüße plump durch das Moos und den Waldboden stampften. Aus dem Korbe auf ihrem Rücken flogen die Eier heraus und zerschellten auf dem Boden, ein paar Stückchen Butter, Aepfel, Gemüse, alles wurde aus dem Korbe herausgeschnellt, während Friedrich sie mit Gewalt herumriß, daß sie meinte, sie sei in einen Wirbelwind geraten. Schon waren sie außer Atem, und sie konnte nur ängstlich bitten: „Hören Sie auf, hören Sie auf! Ich will mein Lebtag nicht wieder mit dem Teufel tanzen!“ Friedrich wollte still stehen, mußte aber zu seinem Schrecken bemerken, daß sein eigener Tanzschuh ihn herumriß mit einer Gewalt, die ihn nicht zur Ruhe kommen ließ.

Das Bauernmädchen schrie vor Angst, daß es nun so fortgehen sollte; sie tanzten in den Bach, und zwar mit zwei Sprüngen hindurch, daß nur die Barfüße des Mädchens ins Wasser kamen und er trockenen Fußes hinüber gelangte. Dort schwang er wieder sie in die Höhe, er sagte ihr atemlos, daß er einen Zauberschuh anhabe, er sei der Teufel zwar nicht, aber der Schuh müsse ein Teufelsschuh sein, wenn er ihn nur los wäre, daß sie zur Ruhe kämen. Sonst müßten sie sich zu Tode tanzen zusammen, das sähe er wohl. Darüber waren sie durch den Wald getanzt, indem sie sich abwechselnd immer in die Höhe schwangen. Sie kamen wieder auf Felder. Das Mädchen war voll Todesangst, schon war sie dem Erschöpfen nahe, als sie in ihrer Angst und Wut ihn mit ihrem nackten Fuß vor Zorn auf den Tanzschuh trat, daß ihn die Hühneraugen schmerzten. Da lies auf einmal die Wucht in Friedrichs seidenem Schuh nach; er rief: „Tritt mich wieder! Tritt mich!“ und als sie ihn noch mehrmals mit ihren Barfüßen abwechselnd auf den Schuh getreten hatte, konnten sie endlich anhalten. Sie ließen sich los und sanken beide erschöpft ins Gras.

Als sie sich nach einer Weile erholt hatten, bemerkte Friedrich, daß ihn das Bauernmädchen mit einem sehr liebevollen Blicke ansah, und auch ihm war es ganz merkwürdig ums Herz. Es war ihm, als müsse er diesem Bauernmädchen, trotzdem er ein Student und gelehrter Mann war, durchs ganze Leben folgen, und als müsse er sie bitten, seine Frau zu werden, weil sie ihm mit ihrem Barfuß auf den seidenen Schuh getreten hatte. Nun kam er sich aber erst recht verzaubert vor durch den Schuh, denn daß er sich in ein gewöhnliches Bauernmädchen verlieben und sie heiraten solle, das schien ihm ein rechter Schabernack des Schicksals. Darüber wurde er wieder traurig und wußte nicht, warum er

die Blumen hatte pflücken müssen und unterwegs soviel gelacht hatte, daß er sich selbst wie ein Wahnsinniger vorgekommen war. Da nun das Mädchen, indem es ihn auf den Schuh trat, ihn von dem schrecklichen Banne erlöst hatte, so hoffte er, sie würde ihm auch sagen, warum er sich so sonderbar vorkäme, und er frug sie:

„Ach, warum muß ich denn die roten Blümlein pflücken?
Ach, warum muß ich denn mich stille niederbücken?
Ach, warum muß ich denn so still und selig sein
Und trage doch in mir die dunkle, trübe Pein?"

„Sage mir," fuhr er fort zu dem Bauernmädchen, „warum mußte ich mich freuen, daß ich Blumen pflückte? Warum liegt darin soviel stille Freude, wenn man Blumen pflückt, die doch nur Erdgewächse sind? Was ist das für ein sonderbarer Schuh, den ich trage, daß er mich zum Lachen bringt und, wenn ich lächle, leicht ist, und wenn Du ihn trittst, zur Ruhe kommt?

Trag' ich in meiner Brust ein Echo andrer Welten,
Daß in mir fremdes Lachen erwachend sich muß melden?

Und bist Du, liebes Bauernmädel, eine verzauberte Prinzessin oder ein Mädchen aus alten Welten in Bauerngestalt, daß Du mit dem Teufel tanzen wolltest und ich Dich darum lieben muß, obwohl ich nicht der Teufel bin, sondern nur ein armer Mensch, den ein seidener zarter Schuh drückt?"

„Ja, da habt Ihr recht, Herr," meinte das Mädchen. „Ihr wißt nicht, wo Euch der Schuh drückt, obwohl Ihr ihn anhabt. Ich aber bin keine verzauberte Prinzessin, sondern des Glasbauern einzige Tochter, und wenn Ihr ein Bauer wärt und barfuß ginget, wie ich, und einen Acker bestellen wolltet, so würd ich Euch auch zu meinem Ehegemahl nehmen und Ihr würdet dann nicht fragen, warum Ihr lachet und die Blumen pflücken müsset, sondern würdet wissen, daß die Blumen dazu da sind, auf daß sie die Kühe fressen und die Burschе ihren Mädeln die Blumen zum Schmucke schenken, wenn sie auf der Freite sind. Und was das Lachen anlangt, so müßt Ihr barfuß gehn und Ihr werdet dann sehn, daß das Euer eigenes Lachen ist, das Euch kein Mensch stehlen kann, und ist auch kein Echo, sondern es gehört das Lachen zu Euch, wie Euer kleiner Finger zu Eurer Hand, Euer Fuß an seinen Knöchel. Man muß aber mit nackten Füßen auf der Erde gehen, um zu spüren, daß alles zueinander gehört. Und so wollt ich auch zu Euch gehören, wenn Ihr keine Schuh anhättet, sondern die Erde mit Euren eigenen Füßen treten wolltet, daß Ihr spürtet, wie's ist. Jetzt aber muß ich gehen und es tut mir leid, daß ich Eure Frau nit werden kann. Gebt mir eine von Euren Blumen zum Abschied!"

Friedrich war es nun eigen zumute. Er dachte: wer weiß, warum ich die Blumen gepflückt habe. Vielleicht klärt sich mir's noch auf, was für ein wunderbarer Zauberschuh dies ist, und vielleicht brauch' ich dann auch die Blumen noch. Würde ich sie haben pflücken müssen, da ich doch früher niemals Blumen pflückte, wenn ich sie nicht zu irgend etwas brauchte? Darum sagte er zu dem Mädchen: „Die Blumen kann ich Euch nicht geben."

„So!" sagte sie. „Aber wenn ich schön bitte!"

„Nein!" sagte Friedrich.

„Ei!" erwiderte sie. „Habt Ihr sie nicht auf diesen Feldern drüben gepflückt?"

„Ja!" sagte er.

„Nun, Herr, diese Felder sind meines Vaters Eigentum und werden einst alle mir gehören. Auf meinen Aeckern und Wiesen, die ich mit meinen eigenen nackten Füßen betrete, habt Ihr meine Blumen gepflückt, der Ihr mit doppelten Schuhen durch die Welt lauft? Ei, seht, wie könnt Ihr mir da ein Blümlein verweigern? Schämt Euch! Wenn ich im tiefsten Schlamme wate und meine Füße im Boden sich abzeichnen, so sind's doch meine Füße auf meinem Boden! Und Ihr lasset Eurer Stiefel Spur zurück, laßt eine fremde Spur, die nicht Eure eigene ist, auf fremdem Grund zurück. Und wollt mir nicht einmal ein Blümlein geben?"

„Eben darum," sagte Friedrich rasch. „Fremd ist die Spur, fremd ist der Grund, drum will ich die fremden Blumen behalten und Euch von Eurem Eigenen nichts geben. Fremd bin ich auch und darum will ich weiter gehen. Lebt wohl!" Da weinte das Bauernmädchen gar sehr. Auch ihm ward weh ums Herz, aber die Wanderlust in seinem Fuße trieb ihn weiter, ohne daß er dem Mädchen von seinen Blumen gab. Als er sie aus dem Gesicht verloren hatte, fing er wieder an Blumen zu suchen, wobei er viel lächeln mußte und sich auch die Frage wiederholte, ob das Lachen ein Echo sei in ihm aus einer anderen Welt.

Nun wanderte er weiter in die weite Welt, irrte ziellos umher, mußte Berge übersteigen und über Brücken gehen. Er hatte noch nichts gegessen und getrunken, er war matt und müde, als der Nachmittag herangebrochen war und er im hellen Schweiße ging. Dann fing es sachte an zu dämmern, und während er vor Müdigkeit hinsinken zu müssen glaubte, trieb's ihn doch unstät in seinem Seidenschuhe weiter.

Da sah er, als die Sonne untergegangen war, eine Stadt, die wie ein großer Schatten am Himmel stand mit dunklen Türmen und Giebeln. Es mußte eine große Stadt sein, die an zwei Ufern eines Stromes lag, welcher Strom im Abendschein dunkelgolden dahinfloß. Darüber gingen zwei große, schattenhafte Brücken, und einzelne Gaslichter blinkten über ihnen schon auf. Friedrichs Schuh leitete ihn direkt auf die Stadt zu. Da überkam ihn ein unendliches Bangen und eine seltsame Scham. Er fürchtete sich in die Stadt zu gehen, weil er glaubte, jedermann würde ihn mit seinen doppelten Schuhen auslachen. Er wollte umkehren, aber immer wieder zog's ihn mit magischer Gewalt nach der Stadt, so daß er doch, voll von schreckhafter Beschämung, hineingehen mußte.

Die ersten Gassen, durch die er kam, waren ganz leer und einsam; kein Mensch zu sehen auf den öden Straßen. Allmählich aber sah er in lange Gassen hinab, in denen ein dichteres Menschengewimmel war. Voll von Furcht, man möchte ihn entdecken, schritt er weiter und weiter; als ein Herr an ihm vorüberkam, drückte er sich in der Dämmerung an eine Ecke und verbarg seinen Seidenschuh hinter dem anderen Fuße. Dann trieb's ihn wieder weiter. Alle Häuser dieser Stadt schienen nur Schatten zu sein, und die Menschen sahen zwar wie wirkliche Menschen aus, nur war es Friedrich auffällig, daß sie sehr langgezogen aussahen, wie die Schatten der gewöhnlichen Menschen, wenn die Abendsonne scheint und ihren verschobenen Schatten weit hinein ins Feld wirft. So sahen nun alle diese Menschen aus, und desgleichen der Bau der Häuser und Türme erschien, als wäre es nur der Schatten einer Stadt. So standen die gotischen Türme langgezogen in die Höhe wie wunderliche Gespenster im langen, trüben Schattenschleier. Das kam Friedrich nun sehr beängstigend vor. Als er aber auf die Straßenpflaster sah, bemerkte er zu seinem bangen Erstaunen, daß die Schatten all dieser Menschen, welche den langgezogenen Gebilden nachhuschten, hell waren und von einem verklärten lichten Schein. Diese Schatten nun waren nicht größer als ein gewöhnlicher Mensch mit denselben Verhältnissen wie Friedrich selbst; der Kopf so groß wie ein gewöhnlicher Menschenkopf, Hände und Füße nach dem körperlichen Verhältnis wirklicher Menschen. Auch konnte Friedrich, wenn er diese lichten Schatten anblickte, sehr deutlich die Züge dieser Menschen unterscheiden.

Da dachte er bei sich: Dies ist doch sonderbar. Ich will fragen, wie diese Stadt und diese Menschen heißen.

Er frug einen Mann, der ihm begegnete. Dieser sagte mit dem Tone eines Traumredners: Diese Stadt heißt die Fremde, und wir heißen die Fremden.

Wunderbar! dachte Friedrich, so bin ich als ein Fremdling unter die Fremden gekommen! und schritt weiter, indem er sich tief schämte über seinen seidenen Schuh. Wie er aber in diesem Gedanken weiterschritt, erspähte er plötzlich, daß alle Menschen, die ihm begegneten und auf dem Markte durcheinander gingen, ganz leise und fast unmerkbar hinkten. Er kam in die Mitte der Stadt, wo ein schattenhafter Brunnen stand und ein schattenhaftes Wasser aus Delphinenmäulern in die steinernen Schalen fiel und trübe rauschte. Dort waren viele tausend Menschen versammelt, und es gewährte einen träumerischen Anblick, all diese Menschen geheimnisvoll durcheinander hinken zu sehen in schattenhaftem Getümmel.

Da bemerkte Friedrich, als er auf ihre Füße sah, daß sie alle, wie er selbst, seidene Schuhe trugen am einen Fuß, am andern einen dunklen, schattenhaften schwarzen Stiefel.

Anfangs wußte er nicht, warum er bei diesem Anblick feuerrot vor Scham und Beklemmung wurde. Es war ihm, als sei an seinen eigenen Füßen irgend etwas nicht recht in Ordnung, und doch wagte er nicht auf seine Füße zu blicken, in der Furcht, man möchte dann auch aufmerksam werden. Allmählich aber kam ihm zum Bewußtsein, daß, während er seinen seidenen Schuh am rechten Fuß trug, all diese Menschen ihn am linken Fuße trugen. Dabei lächelten alle so sonderbar vor sich hin, daß er meinte, sie lächelten über ihn.

Er kam sich vor wie ein Ausgestoßener. Daß er seinen seidenen Schuh rechts, statt links trug, erfüllte ihn mit grenzenloser Angst, denn er meinte, alles müsse ihn mit Geringschätzung ansehen, er müsse wie ein linkischer, ungebildeter, ja, schlimmer Gesell erscheinen, der das erste Gesetz der Sittlichkeit vernachlässigte. Ihm war, als sei er im Hemd in eine Gesellschaft vornehmer Leute geraten, und er wünschte sich zu dem Bauernmädchen zurück, daß sie ihm mit ihren Barfüßen einen Tritt geben möchte, vielleicht, daß er sich dadurch von seiner innern Schmach erlöst fühlen könne. Bleich und bang schlich er an den schattenhaften Häusern hin, zum Tode ermüdet.

Da sah er sich plötzlich vor einem hellerleuchteten Palaste. Alle Fenster glänzten von rotem und goldenem Lichte, wie Glasscheiben vom Glanze der untergehenden Sonne erleuchtet. Er glaubte, es sei ein Gasthaus, und ging hinein, um sich auszuruhen.

Kaum aber war er im Korridor, als eine Anzahl Diener ihm entgegen kamen, sich tief verbeugten und mit stummen Gebärden Spalier bildeten. Ein vornehmer Herr winkte ihm geheimnisvoll mit der Hand. Da fühlte er von neuem in seinem rechten Fuß eine peinliche Unrast; er folgte dem Herrn die große Freitreppe hinauf. Alles war hell erleuchtet, er sah in große Säle, wo reich gekleidete Männer und Frauen hin und her gingen, an langen kostbaren Tafeln saßen und schmausten. Er wurde in einen großen, feierlichen Spiegelsaal geführt. Zu seiner Verwunderung bemerkte er, daß die Männer und Frauen, welche sich gerade hier im Tanze bewegten, im Hin- und Widerspiegeln der großen Glasspiegel nicht langgezogen und verschoben wie Schatten, sondern wie natürliche Menschen aussahen.

Da waren wunderschöne Frauen und Jungfrauen in weißseidenen Kleidern mit Blumen in den Haaren. Viele Männer in weißen Handschuhen und weißen Krawatten tanzten mit ihnen. Eine Fülle weißer Frauenarme und Busen wogte durch den Saal. Friedrich setzte sich still am Rande des Saales hin und bemerkte, daß alle Blumen, welche die Damen trugen, die Sträußchen, welche die Herren darreichten, gemachte Blumen waren.

Kaum war der Tanz zu Ende, und die Damen, welche alle sehr bleich waren, hatten sich niedergelassen, als ein Flüstern durch den Saal ging. Aller Augen schielten nach Friedrich und seinem Fuß. Die Damen flüsterten hinter ihren Fächern miteinander und wiesen versteckt nach Friedrichs Füßen. Friedrich bemerkte, wie allmählich eine Dame nach der andern ihm verstohlen winkte. Sowie aber einer der Herren zu ihnen trat, taten sie, als wäre nichts geschehen.

Der Tanz begann von neuem, und trotz seiner Todesmüdigkeit ließ Friedrichs Fuß ihn nicht ruhen. Er schritt auf die eine Dame zu. Freilich erschrak er sehr, als er bei näherer Betrachtung merkte, daß die Dame so bleich war wie eine Tote und sehr blaue Lippen hatte. Aber kaum hatte er sich ihr genähert, so legte sie sich sofort in seinen Arm.

Im selben Momente begann ein wildes, rasendes Tanzen, daß Friedrich die Sinne vergingen. Als er wieder zu sich kam, stand die Frau mit hochgeröteten Wangen und schönen roten Lippen vor ihm und bat ihn um eine Blume. Leise flüsterte sie mit einer Traumesstimme:

„Ihr seid im Lande der Fremden, Herr, und da Ihr diese Blumen von fremdem Grund als ein Fremder gepflückt und sie doch wirkliche, gesunde Feldblumen sind, so gebt mir eine. Seht meine roten Wangen an! Ach, sie müssen gleich erbleichen. Aber gebt Ihr mir

die Blume, so werden meine Lippen rot sein, solange dieser wirkliche Mohn rot ist. Wenn er aber verwelkt, so muß ich auch verwelken. Ach, kommt bald wieder, Herr, so werde ich mit Euren Blumen immer wieder aufleben."

Noch ehe er antworten konnte, hatte sie ihm die Blume entrissen. Sie lächelte vergnügt, verbeugte sich vor ihm und verließ ihn. Sofort stand eine andere bleiche Schöne da, umfing ihn zum Tanze, und wieder mußte er rasend tanzen, daß ihm die Sinne vergingen. Als er zu sich kam, bat auch diese ihn um eine Winde oder blaue Kornblume. Sie sagte dieselben Worte zu ihm, welche die erste gesagt: sie werde rote Lippen haben, solange die Blume nicht verwelkt sei, und er möchte bald wiederkommen in doppelten Schuhen, um ihnen rote Wangen zu machen. „Ach!" sagte sie, „die Blumen, die uns unsere Männer schenken, sind alle gemachte Blumen, und weil die Männer den seidenen Schuh links tragen, sind sie so bleich. Ihr aber seid lebend und rot und habt helle Augen, weil Ihr ihn rechts tragt. Wer hat es Euch gelehrt, ihn rechts zu tragen? Wir Frauen und Mädchen tragen an beiden Füßen einen seidenen Schuh, aber dafür müssen wir auch traurig und bleich sein, und wenn wir auch erröten eine kurze Weile und mit den wirklichen Blumen leben, so werden wir doch bald wieder bleiche Schatten. Die Männer aber können wenigstens lächeln. Wir nicht!"

Damit verbeugte sie sich. Wieder kam eine andere Schöne, umfaßte ihn zum Tanz, und ein neuer Wirbel begann. Dann wollte auch sie eine Blume haben, und so mußte Friedrich nach und nach mit allen tanzen, obwohl er halbtot war vor Ermüdung. Das dauerte stundenlang. Ihm war's, als habe er mit hundert Mädchen und Frauen getanzt, und sie schienen unersättlich nach seinen Blumen lüstern.

Zuletzt hatte er nur noch eine Kornblume und eine Mohnblume. „Ach," klagte er bei sich, „wäre doch mein Bauernmädchen hier und träte mir auf den Fuß, daß ich vom Tanze ruhen könnte, denn ich sterbe vor Angst und Müdigkeit."

Da kam eine blasse Schönheit. Sie hatte eine Krone auf und sah aus wie eine tote Königin. Sie bat ihn um die Blumen. Es war eine Grabesstimme. „Nein! Nein!" schrie er außer sich. „Sie sind mein! Diese letzten Blumen sind mein! Niemals erhaltet Ihr sie! Nur die Barfüßige, die den Grund der Erde tritt, nur sie soll sie erhalten."

Kaum hatte er das Wort Barfüßige gesprochen, als alle Frauen auf ihre Füße sahen. Er sah, wie sie alle feuerrot wurden und ihre seidenen Schuhe versteckten, denn alle schämten sich, daß sie seidene Schuhe anhatten und nicht barfuß waren. Auch die Männer sahen beschämt darein. Alles wurde still im Saale, niemand sprach ein Wort. Da glaubte Friedrich, es sei die Zeit gekommen, zu fragen, was es eigentlich mit diesem Zauberschuh für eine Bewandtnis habe, den man in sein Zimmer gebracht und der ihn verlockt habe, in diese Stadt zu kommen. Und so hielt er denn eine Ansprache an die Anwesenden. Er frug sie:

„Ach, warum mußt' ich denn die roten Blümlein pflücken?
Ach, warum mußt' ich denn mich selig niederbücken?
Ach, warum mußt' ich denn so still und selig sein
Und trug in mir herum die trübe, dunkle Pein?
Ach, warum mußt' ich denn in meiner Seele lachen,
Daß an den Hügeln hin die Echoklänge wachen?
Trag' ich in meiner Brust das Echo andrer Welten
Daß in mir fremdes Lachen erwacht mit fremdem Melden?

Und warum lockte mich der Schuh in eine Stadt, die ihr die Fremde nennt? Sagt mir's, denn ich habe Euch die Blumen gebracht, die Euch die roten Wangen machen, bis sie welken, schöne Frauen, daß auch Eure Männer so lange mit Euch rot sind, denn die Männer sind ja alle von Frauen geboren. Sagt mir's, schöne Frauen!"

Auf diese Frage folgte ein trauriges Schweigen. Da sagte die blasse Königin, die keine Blumen hatte:

„Der Schuh, den Du trägst, das ist der Totenschuh!"

Bei diesem Worte schraken alle zusammen, und Friedrich erbleichte.

„Der Totenschuh!“ murmelten alle Männer und Frauen untereinander, und leise weinend gingen sie auseinander, und der Saal wurde leer. Sie gingen traurig fort.

Nun wurde Friedrich sehr müde. Er ging aus dem einsamen Saal, und indem er daran dachte, daß er den Totenschuh trage und tief erschrak, war es ihm, als würde er selbst so bleich wie die blasse Königin und als wären seine Lippen schon blau. Plötzlich gingen in den Sälen alle Lichter aus, und es wurde sehr dunkel. Nur eine einsame Laterne sah er in dem langen, dunklen Korridor, in dem er stand. Er ging darauf zu und sah die Türe zu einer Kammer offen stehen. Da er totmüde war und darinnen ein großes Himmelbett bemerkte, so ging er hinein, schloß die Türe hinter sich ab und wollte sich ins Bett legen. Er zog zuerst den seidenen Totenschuh aus und dann den eigenen Stiefel. Da legte es sich wie Blei in seine Glieder, daß er nur noch die Schuhe nebeneinander hinsetzen konnte. Dann sank er ins Bett und schlief einen schweren Schlaf im dunklen Zimmer.

Plötzlich wachte er auf. Er hörte, indem er starr ins Dunkle lauschte, ganz deutlich einen Schritt in seinem Zimmer, wie er ihn daheim gehört hatte. Entsetzt sprang er auf, eilte nach der Türe und riß sie auf, indem er in den Korridor nach Hilfe rief. Aber niemand antwortete. Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, als er hinter sich im Zimmer ein leises Schlürfen von neuem hörte, dazwischen das Knarren einer Sohle und das Klappen eines Absatzes. Es kam näher an die offene Türe, und doch sah er nichts. Es schritt und schlürfte hinaus, dicht neben ihm vorbei, und doch mochte er spähen, wohin er wollte, er sah nichts. Da plötzlich, als der Schritt ein Stück den Korridor entlang gegangen war, sah er beim trüben Lampenschein auf dem Boden des Korridors etwas sich glänzend bewegen. Er starrte hin und traute seinen Augen nicht, als er den seidenen Totenschuh ganz allein den Korridor entlang gehen sah. Er hob leise schlürfend regelmäßig die Schuhspitze in die Höhe, der Absatz folgte nach, dann klappte die Sohle nieder, dann hob sich der Absatz hinten in die Höhe, wobei die Sohle knarrte, als säße der Schuh am Fuße irgend eines unsichtbaren Wesens, das den Korridor entlang schritte. Friedrich verfolgte atemlos diese Vorgänge. Endlich, nachdem er eilig sich angezogen hatte, folgte er in Strümpfen und, am linken Fuße seinen schwarzen Stiefel, dem Schuh nach, denn es fiel ihm ein, daß er ja keine zwei Schuhe am andern Morgen haben würde, wenn er seinen seidenen Schuh nicht wieder hätte. Der seidene Schuh schlürfte und schritt sachte die breite Freitreppe des Palastes hinunter. Friedrich folgte und suchte ihn einzuholen. Da schritt der Schuh schon hinaus ins Freie. — Als Friedrich aus der Pforte des Palastes getreten war, fiel der helle Mondschein auf ihn. Er sah um sich und suchte die Stadt, konnte aber weder Häuser noch irgend etwas erkennen. Er sah nur dunkle, unbestimmte Massen vor sich. Beim näheren Betrachten aber erkannte er, daß er auf einem Kirchhof stand. Drüben auf den Gräbern saßen eine Anzahl Frauen und Männer zusammen. Er erkannte deutlich die schönen Frauen und Mädchen, mit denen er getanzt hatte. Je zwei und zwei saßen Männer und Frauen auf einem Grabe, betrachteten die Blumen, die Friedrich ihnen geschenkt hatte, und küßten einander. Es schien, als feierten sie ein Liebesfest. Selbst im Mondschein konnte er erkennen, daß alle schöne, rote, frische Lippen hatten. Auch die Männer schienen von den Küssen der Frauen und Mädchen aufzuleben. Alle Gräber waren offen, die Erde herausgeworfen. Zu den Füßen vieler Männer und Frauen aber spielten Kinder und lächelten im Mondschein. Sie schienen sich alle ihres Lebens zu freuen.

Darüber hatte Friedrich fast seinen Totenschuh vergessen. Er suchte ihn nun lange zwischen den Gräbern und wollte schon weinen, daß er ihm verloren schien, als er an ein großes, offenes Grab kam. Er sah hinein und hinunter. Darinnen standen zwei große kostbare Särge nebeneinander. In dem einen Sarge lag die schöne blasse Königin mit der Krone auf dem Haupt. Sie war totenbleich und hatte blaue Lippen, aber sie schien doch zu leben, denn sie blinzelte leise mit ihren Augen in den hellen Mond hinauf, der seine Strahlen

in das Grab warf. In dem anderen leeren Sarge aber lag Friedrichs seidener Schuh mit der roten Rosette.

Da faßte ihn eine tiefe, unwiderstehliche Sehnsucht hinab in das Grab zu steigen, um seinen Schuh zu holen. Er stieg hinab. Kaum aber war er in den leeren Sarg gekommen, als neben ihm die bleiche Königin sich emporrichtete.

„Bist Du endlich gekommen?“ sagte sie. „O, Lieber, wie lange hast Du mich warten lassen. Nun bist Du bei mir und ich bei Dir. Ich habe so lange geharrt. Willst Du der Totenkönig sein, so küsse die Totenkönigin.“ Sie wollte ihn umarmen, aber ihn schauderte vor ihr. Er mußte an sein Bauernmädchen denken. Ach, sagte er bei sich, wär' ich von diesem Zauber erlöst und wäre bei ihr.

„Warum wolltest Du mir keine von Deinen Blumen geben, Lieber?“ frug die Königin. „Siehe, während die andern droben sich freuen und mit den Blumen verwelken, mußte ich mich wieder in meinen Sarg legen, aber nun bist Du doch gekommen. Zieh deinen Totenschuh an, so wirst Du mein Totenkönig sein und ich Deine Königin und Gattin.“ Mit diesen Worten hob sie etwas ihr seidenes Gewand von den Füßen in die Höhe. Da sah er, daß sie nur einen seidenen Schuh anhatte, der andere Fuß aber nur im Strumpfe war.

„Du arme Totenkönigin!“ flüsterte er. „Du hast einen Schuh verloren.“

„Meinen Schuh verloren?“ sagte sie erschrocken. Sie blickte sich auf die Füße und sah, daß sie nur einen Schuh trug. „So ist Dein Schuh der Meine? Zieh mir meinen Schuh wieder an, daß ich schlafen kann.“ Sie hielt ihren Fuß aus dem Sarge heraus. Friedrich zog ihr den Schuh an. Im selben Moment hörte er droben ein ängstliches Flüstern. Die Liebespaare stürzten und wühlten sich in ihre Gräber hinein, die Erdschollen wälzten sich dröhnend über sie hinweg, der Erdboden bebte.

Eine große Erdmasse wollte über Friedrich hereinbrechen. Er sah nur noch, daß die Königin, seit sie den Schuh anhatte, als starre Leiche neben ihm lag. Schon wollten ihn die Erdmassen begraben, die in großen Schollen in die Gruft rollten, als er an sein Bauernmädchen dachte. Lieber ein Bauersmann, der die Erde mit eigenen Füßen tritt, als ein Totenkönig, den Erdschollen treten! flüsterte er in Todesangst. Da hatte er sich auch schon Strümpfe und Stiefel abgezogen. Und siehe da, als er mit nackten Füßen im Grabe stand, wichen die Erdschollen wie Wellen zurück, und er konnte aus dem Grabe steigen.

Nun wanderte er barfuß zwischen den Gräbern. Da wogte der Boden wie Wellen und die Gräberhügel sanken immer mehr zusammen. Davon wurde er müde und schlief ein.

Als er am andern Morgen erwachte, hörte er einen Gesang, den er kannte. Es war das Bauernmädchen. Er blickte sich um und sah, daß er in einer Ackerscholle lag. Weithin gingen die frischgeackerten Erdschollen wie ein großes braunes Meer. Das Mädchen kam gerade zwischen den Ackerschollen gegangen. Da sprang er auf und sagte zu ihr:

„Barfuß bin ich aus der Erde gestiegen, barfuß will ich die Erde treten. Fremde Spuren ließ ich auf fremdem Grund zurück und pflückte im Totenschuh die fremden Blumen von Deinen Feldern. Nun hab' ich den Totenschuh der Königin wiedergebracht und will nun mit eigenem Fuß den Acker treten, der mein ist. Darum will ich Dich heiraten, Mädchen, damit Du mein werdest und mit Dir Deine Aecker die meinen sind, damit ich weiß, warum ich die Blumen pflücke und fühle, daß mein Lachen mein eigen ist. Denn ich sehe wohl, daß all mein Lachen und Weinen auf dieser Wanderung nicht mir, sondern den Fremden und der Totenkönigin gehörte. Nun aber will ich, daß wenigstens etwas mein ist. Tritt mich auf meinen Fuß, so will ich ein Bauer werden.“

Da trat das Bauernmädchen ihn barfuß auf seinen nackten Fuß, denn es ist eine Bauernsitte, daß die Bauernbraut den Bräutigam auf den Fuß treten muß, um seine Frau zu werden. Friedrich ward ein Bauer und heiratete das Mädchen. Er pflügte den Acker und war glücklich bis an sein Lebensende, weil er die Spur seines eigenen Fußes in eigener Erde zurücklassen konnte.

Meroe. Von Paul Ernst.

Wilhelm von Scholz begann als Dramatiker mit einer Art Nachfolge Maeterlincks: er baute auf eine lyrische Empfindung eine Handlung von balladenhaftem Charakter und suchte das mangelnde dramatische Interesse durch Stimmung zu ersetzen. Die künstlerische Schwäche seines Vorbildes wurde ihm klar durch gründliches Studium der Bedingungen des Dramas, also der Voraussetzungen der dramatischen Form; er knüpfte in diesem Studium zunächst an den letzten Dramatiker an, welchen wir hatten, an Hebbel. Indem er hier zu völliger Selbständigkeit gelangte, fand er gleichzeitig die für seine Art angemessene Ausdrucksform.

Als ich im Jahre 1903 nach Weimar übersiedelte, hatte ich zum ersten Male eine persönliche Berührung mit ihm. Ich selber war vom Naturalismus hergekommen und hatte mich auf dieselbe Weise wie Wilhelm v. Scholz zu der Einsicht durchgearbeitet, daß die dramatische Form ein selbständiges Leben habe, das von den ästhetischen Meinungen des Tages unabhängig ist, und die man aus der Bühnenwirkung auf den „idealen Zuschauer“ — den sich selbst als Zuschauer setzenden Dichter — abzuleiten hat. Als wir einander als Menschen begegneten, stießen unsere ästhetischen Wege gerade zusammen: wir waren in theoretischer Einsicht und praktischer Verwendung dieser Einsicht gerade so weit gekommen, daß wir hoffen konnten, Werke zu schaffen, welche unsern Anforderungen entsprachen. Bei großer Verschiedenheit von Natur, Art der Begabung und Lebensauffassung haben wir durch häufige Gespräche über theoretische Fragen, durch gegenseitiges Durchsprechen von Plänen und Kritisieren von Fertigem einander gefördert; mögen die Leser die nachfolgende Besprechung auffassen als eine solche Kritik, wie sie der Befreundete und Gleichstrebende an dem Werk des andern übt.

Man hat die Ziele, welche wir mit andern, wie Leo Greiner und S. Lublinski verfolgen, als „klassizistisch“ bezeichnet. Ich möchte das Wort als gänzlich unzutreffend ablehnen; wir wollen nicht irgend ein Altes neu beleben, uns Anschauungen, Empfindungen, Gedanken vergangener Zeiten zu eigen machen; vielmehr sind wir uns bewußt, durchaus Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts zu sein, und einige von uns haben sich selbst große Mühe gegeben und Jahre dafür geopfert, unsere Zeit in ihren letzten Ursachen zu verstehen, ihrer Weltanschauung, Kunst, Lebensführung und Willensrichtung nicht nur naiv nachzugeben, sondern heutige Menschen mit bewußtem Willen und aus überlegten Gründen zu sein. Nicht Klassizismus erstreben wir, sondern Klassizität, nicht etwas Materiales, sondern etwas Formales: wir verlangen von uns, wenn wir ein Kunstwerk schaffen, daß wir die für dieses Werk erforderlichen Mittel in dem für unsere zufällige Begabung höchst möglichen Grade beherrschen; daß wir nicht die Kunstformen vermengen; daß unsere Subjektivität, also auch eine etwaige Fähigkeit, mit der zu prunken wäre, zurücktritt vor dem objektiven Anspruch des Werkes; daß wir keine Surrogate verwenden; daß — mit einem bürgerlichen Wort sei es gesagt: daß das Drama dramatisch ist. Mögen wir hier in einem Gegensatz zu einer augenblicklich herrschenden Strömung der Zeit stehen — vielleicht nur zu futilen Meinungen des Tages: ein Gegensatz zu unserer Zeit ist gewiß nicht vorhanden, denn solche formalen Ansprüche sind zeitlos wie mathematische Sätze; erst auf das Materiale hat die Zeit Einfluß.

Ein Drama ist von seinem Konflikt aus zu verstehen. In Meroe ist das der Konflikt der Mutter, die zwischen Gatten und Sohn steht.

Dieser Konflikt wird immer sein, solange es eine Art Eheform gibt, in welcher die Gatten für ihr Leben zusammenbleiben und damit aus der geschlechtlichen Liebe sich die Gattenliebe entwickelt; und das Kind der Mutter zugerechnet wird, die es geboren hat, und damit der tierische Instinkt des Weibchens zu seinem Jungen sich zur Mutterliebe veredelt. Beide Gefühle des Weibes, das zum Gatten und das zum Sohn, haben aber ihre letzte Wurzel im Tierischen und erhalten dadurch ästhetisch die Bedeutung einer Naturmacht; aber sie sind erhöht und veredelt zum schönsten Menschlichen und erhalten dadurch ihre poetische Würde. Das ist die eine Voraussetzung für den Konflikt im Weibe, das Ruhende. Die Bewegung kommt hinein durch folgendes. Die Existenz des Vaters ist Herrschaft. Der Sohn muß einst an seine Stelle treten, und zwar hat er recht, das nicht erst nach seinem Tode zu wollen, sondern mit dem Augenblick, wo seine zunehmende Kraft größer geworden ist wie die abnehmende des Vaters. Dieser Augenblick aber ist unmöglich klar zu erkennen, denn abnehmende Kraft und zunehmende Einsicht bedingen sich bis zu einem gewissen Alter; das kann und vielleicht darf der Sohn aber nicht erwägen, so muß es notgedrungen von einem gewissen Punkt ab zu einem Kampf zwischen den beiden kommen; und in der Mitte zwischen den Kämpfenden steht die Mutter.

Es ist klar, daß ich aus der Mutter eine tragische Heldin gestalten kann, wenn die Situation der beiden Kämpfenden derartig ist, daß es um das Aeußerste geht, daß eine Eini-

gung und damit ein schwächlicher Ausgang ihres Leidens ausgeschlossen ist. Die Situation, welche sich da ohne weiteres bietet, ist die von König und Thronfolger.

Allerdings hat für die moderne Zeit mit Parlament, Preßfreiheit und Kapitalherrschaft der König seine alte Bedeutung verloren, ja, es entwickeln sich Staatsformen, die ohne das Königtum auskommen. Man würde aber irren, wenn man es für möglich hielte, etwa wie Ibsen und Björnson, Kommerzienräte an die Stelle der Könige zu setzen. Wie immer es sich mit dem wirklichen Königtum verhalten mag — ja, verhalten haben mag — es hat jedenfalls der Menschheit die poetische Idee des Königs gegeben, des tragischen Menschen, welcher mit der höchsten denkbaren Freiheit die höchste denkbare Bindung vereint. Aeschylus und Sophokles schrieben für ein republikanisches Volk; aber nicht nur, daß sie in ihren Dramen Könige brauchten, obwohl sie als Griechen gewiß immer „modern" waren; sie schufen sich sogar einen Königstypus, der mit dem historischen Typus, den die Griechen in ihrer heroischen Vergangenheit gehabt hatten, nur geringe Aehnlichkeit aufwies. Man vergesse nicht, daß in der Tragödie die Figuren eine andere Wirkung haben sollen wie im bloßen Schauspiel; sie sollen nicht durch ihre menschliche Existenz auf uns wirken, sondern als Träger von idealen Empfindungen, die für uns, die Zuschauer, sittliche Notwendigkeit und Heiligkeit haben, so daß der Vorgang auf der Bühne nicht eine bloße sympathische Beziehung zu uns hat, sondern den Vorgang in unserem eigenen Innern abbildet. Deshalb wird jeder zum großen Stil strebende Dramatiker aus dem Schatz der historisch geschaffenen Typen wählen, was er braucht und mit seinen Willensenergien ausstatten, die notwendig in gewisser Beziehung zu den Willensenergien seiner Zeit stehen. So braucht er den Sklaven, auch in einer Zeit der freien Arbeit, und so braucht er den König auch in einer Zeit der Journalisten- und Kapitalistenherrschaft.

Um ganz frei zu sein bei dem Aufbau seiner Handlung, um seine Motive bloß aus den Bedürfnissen des Dramas nehmen zu müssen, hat W. v. Scholz sein Stück in eine unbestimmte Vergangenheit verlegt. Aber, und nun kommt der Haupteinwand, den ich gegen das Stück habe, er hat die Vorteile dieser Situation für sich nicht ausgenutzt, dadurch, daß er, wie ein Dichter mit historischem Stoff unter Umständen wohl gemußt hätte, freiwillig ein neues Motiv in seine Handlung nahm von solcher Bedeutung, daß es das erste stört. Der Konflikt zwischen Vater und Sohn ergibt sich notwendig schon aus der Altersdifferenz und der Verpflichtung des Sohnes, später die Konsequenzen von der Handlungsweise seines Vaters zu ziehen. Hier sind genug Motive zu finden, welche die Handlung angemessen weiter treiben. Dafür hat der Dichter ein Motiv hineingeflochten, das für sich allein schon für eine Tragödie ausreichen würde: den Kampf zwischen Priester und König. Die Königin stammt aus dem Priesterstamm; der Sohn hat also priesterliches Blut in seinen Adern; der König will die Priestermacht brechen; der Sohn tritt ihm entgegen, nicht bloß als der Jüngere und Nachfolger, sondern auch als Priestererbe; die Mutter steht zwischen beiden nicht bloß als Weib, sondern auch als Priesterstochter.

Ich bemerke ausdrücklich: ich mache die Ausstellung mit der allergrößten Achtung für das Drama — daß man eine solche Ausstellung überhaupt machen kann, beweist schon seine Bedeutung; denn ähnliche Schwächen finden sich bei jedem Drama; einen ganz vollkommenen Aufbau wird man, wenn man die gesamte Weltliteratur durchsucht, nur bei wenigen Stücken finden. Die übermäßige Häufung der Motive ist charakteristisch für den jungen Dichter, der gern soviel wie möglich geben möchte; erst im Alter lernt man das Haushalten mit wenigem, und ich selber gestehe gern zu, daß ich in den meisten meiner Arbeiten denselben Fehler gemacht habe, zum Teil mit noch schlimmeren Folgen wie W. v. Scholz.

Die Exposition einer Tragödie gibt die Spannung und zugleich die Erwartung einer bestimmten Lösung. Deshalb verlangt sie vor allem Klarheit und Sicherheit in der Führung; an jedes Motiv, das angeschlagen wird, knüpft sich eine Erwartung. Die Exposition der Meroe leidet darunter, daß der Dichter jenes zweite Motiv mit hineinflocht; der Zuschauer weiß nicht, auf welchen Konflikt er sich einstellen soll, gerät in eine gewisse Unruhe und wird dadurch nicht die angemessene Vorbereitung auf den vierten Akt haben, in welchem Meroe ihr Schicksal tut. Ja, noch mehr; der König erhielt durch seinen Kampf gegen die Priester eine so große Aktivität, daß er selbst in diesem vierten Akt gegenüber Meroe als gleich wichtige Figur steht, während hier sich doch alles Interesse auf Meroe konzentrieren müßte. Die Gefahr wird ja bei dem Stoff immer sein, daß König und Sohn nur schwer in die zweite Reihe zurückgedrängt werden können; nur wenn man in der Exposition stark mit der Königin einsetzte, die immer im Vordergrund hätte, konnte man die Gefahr umgehen; aber das komplizierende und komplizierte zweite Motiv erfordert, daß die Exposition mehr die beiden anderen zeigt, und daß sie durch die Vorgänge gewissermaßen umstellt wird wie ein Wild.

Ich erwähnte eben: Im vierten Akt kommt der Konflikt zum Austrag. Meroe tötet den Gatten, um den Sohn vom Tode zu erretten. Hier möchte ich die zweite Ausstellung machen.

Da der Dichter das, was normal Inhalt des fünften Aktes sein müßte, in den vierten Akt legt, muß er für den fünften Akt eine letzte Spannung haben, die wieder nicht aus seinem eigentlichen Motiv kommt. In der Tat bringt er zwei solcher letzten Spannungen: das Benehmen des Sohnes, nachdem er zur Herrschaft gekommen ist; er hat im Gefängnis und in der Erwartung des Todes seinen Vater verstanden, fühlt sich nun als Kind des Vaters, nicht der Mutter, und führt seines Vaters Willen aus, gegen den er vorher gekämpft hatte; — und das Nachwirken des Toten, der bestimmt hatte, daß nach seinem Tode seine Gattin ermordet wird. Beide Motive sind nicht nur dichterisch tief erfaßt, sondern auch dichterisch wundervoll ausgeführt, wie denn dieser letzte Akt poetisch der schönste des ganzen Werkes ist. Ich fürchte aber, daß er dramatisch ablenkt. Es tritt nunmehr der Sohn in den Vordergrund; und wenn wir vom Schluß aus das ganze Stück überschauen, so werden wir den Eindruck gewinnen: nicht des tragischen Schicksals der Mutter, sondern einer epischen Darstellung des Schicksals der königlichen Familie, in der jeder einzelne tragisch ist — einer epischen Darstellung freilich mit starker Hervorhebung der dramatischen Momente. Die Ursache ist wieder wie vorhin: der Dichter will zu viel geben.

Da Bau und Handlungsführung eines Dramas, wenn auch aus der Empfindung emporwachsend, doch durch den Verstand geschaffen werden, so sind sie am leichtesten zu besprechen; in anderen Stücken des Dramas ist sehr viel schwerer etwas Fruchtbares zu sagen, da die Beziehungen hier so fein werden, daß sie fast nur Sache der Empfindung scheinen und dem nachprüfenden Verstand entgehen. Wenigstens möchte ich noch betonen, daß die Charakteristik, der Größe der Motive angemessen, groß und edel ist und nur schöne Linien aufweist. Bedenken habe ich nur hinsichtlich der Sprache. Alles in allem ist Meroe ein bedeutendes und großes Stück, das alle Eigenschaften hat, welche ihm ein langes Leben und eine Wirkung weit über die augenblickliche Zeit jammervollster Theatermisere hinaus verbürgt.

Freiheit.

„Er hat sich tadellos geführt“ —,
spricht Tante Adelheid gerührt
und mit vergebungsfrohem Blick
„— der Hauptmann Voigt von Köpenick“.
„Ach ja,“ meint Onkel Dieterich,
„und er bereut auch sicherlich,
und wird es, wohlbemittelt nun,
auch ganz gewiß nicht wieder tun.“
Die gute Tante Hilde spricht:
„Das wird er wohl gewißlich nicht.
Er tat's auch damals nur aus Not;
jetzt ist er ja nicht mehr bedroht.“

Und Onkel Oskar meldet stark:
„Ich gab zur Sammlung eine Mark,
weil er es gar so schön gemacht.
Wir haben wirklich so gelacht!“
Die Onkel und die Tanten all
sind sehr bewegt von diesem Fall,
denn Hauptmann Voigt ist nunmehr frei
und widmet sich der Schusterei.
Mit reichlich Geld versorgt man ihn
und läßt ihn unbehindert ziehn,
und jede Tante Adelheid
belächelt ihn mit Gnädigkeit . . .

Ihr Onkel, Tanten allesamt!
Erst habt ihr diesen Mann verdammt,
ließt ihn verkommen Jahr um Jahr
im Zuchthaus, was euch schnuppe war;
verfolgtet ihn per Polizei:
auch dieses war euch einerlei;
wie's auch an euch vorüberzieht,
daß täglich solcherlei geschieht.
Wißt ihr denn, wie den Schuster Voigt,
bevor er euch, erst ihr betroigt?
und wie ihr den zermantscht, zerdrückt,
dem kein so guter Witz geglückt?

J. Diot.

Schulze-Delitzsch.

Der deutsche Liberalismus steht im Begriff, den hundertjährigen Geburtstag einer ihrer markantesten Persönlichkeiten zu feiern. Am 29. August 1808 wurde Hermann Schulze, der Begründer des deutschen Genossenschaftswesens, zu Delitzsch geboren. Man wird ihn bei dieser Gelegenheit nicht bloß als den Vater des Genossenschaftswesens, sondern auch als den Mitbegründer des deutschen Volkswirtschaftlichen Kongresses und vor allem als großen Politiker feiern. Schon schreibt Herr Dr. Hans Crüger, der Anwalt des Allgemeinen deutschen Genossenschaftsverbandes, in einem Rückblick auf Schulzes Wirken, daß dessen Wirtschaftsprogramm alle Stände umfaßte, „daß ihm die Hebung der arbeitenden Klassen nicht weniger am Herzen lag, wie die irgend eines andern Standes". Man kann es begreifen, wenn zu Lebzeiten eines Mannes, der sich um eine Partei Verdienste erworben hat, der Blick über den Nutzen seiner Tätigkeit getrübt ist. Aber nun, nachdem 25 Jahre seit Schulze-Delitzsch' Tode vergangen sind, sollten auch seine Parteianhänger endlich nüchterner urteilen. Heute, wo die Fragen, die damals zu heftiger Parteifehde führten, geklärt sind, läßt sich über Schulze-Delitzsch' Verdienste und nicht minder über seine Persönlichkeit ein treffenderes Urteil gewinnen. Ein Urteil, das in der Geschichte der politischen und wirtschaftlichen Bewegung des 19. Jahrhunderts so fest steht, daß niemand, der mit objektivem Blick und treffendem Augenmaß sich bemüht, die maßgebenden Faktoren und Personen richtig einzuschätzen, im Zweifel sein kann. Wer Schulze-Delitzsch' Leben und Wirken verfolgt, muß zu der Ueberzeugung gelangen: dieser Mann hat sich als organisatorisches Talent große Verdienste um die wirtschaftliche Lage des deutschen Handwerkerstandes erworben, aber die Rolle, die er als Politiker spielte, muß in der Geschichte verblassen, und am allerwenigsten hat ihm irgendein anderer Stand, am allerwenigsten die Arbeiterschaft zu danken.

Ich sagte, seine Verdienste um den deutschen Handwerkerstand seien als organisatorisches Talent errungen worden. Auch dies soll eine Einschränkung der Rolle sein, die ihm häufig angedichtet wird. Seinem Hirn entsprang kein neuer Plan, denn der Gedanke, durch Assoziationen die Lage eines Standes aufbessern zu wollen, stammte nicht von Schulze-Delitzsch. Waren nicht schon im Jahre 1824 in England Genossenschaften gegründet worden, während in Delitzsch erst 25 Jahre später die erste Kranken- und Sterbekasse, die erste Rohstoffassoziation der Schuhmacher entstand? Und schließlich war ja die grundlegende Idee des Sozialismus von nichts anderem ausgefüllt als von dem Gedanken eines Zusammenschlusses gegen die Macht des immer stärker werdenden Kapitales. Daß Schulze-Delitzsch in Wort und Schrift den Genossenschaftsgedanken überspannte, daß er ihn als eine neue Idee ausgab, ist nicht mal zu verübeln. Und gewiß wäre es ihm nicht gelungen, eine so große Zahl von Jüngern um sich zu versammeln, gewiß hätte sein Werk nicht einen so durchschlagenden Erfolg errungen, wenn er nicht den Glauben an die alleinseligmachende Wirkung des Genossenschaftswesens gehabt hätte. Aber ebensowenig wie er einen neuen befruchtenden Gedanken in die Welt geschleudert hat, hat er es verstanden, klar zu erkennen, welche Grenzen der Genossenschaftsbewegung gesetzt sind. Wer sein im Jahre 1855 erschienenes Buch „Vorschuß- und Kreditvereine als Volksbanken" auch nur flüchtig durchsieht, erkennt den großen Organisator. Welcher bedeutende Volkswirt, welcher hervorragende Politiker hätte es je verstanden, in organisatorischer Kleinarbeit Nützliches zu leisten? Er gibt Anweisung über die Buchführung und über die Kassenführung der Genossenschaften. Schon dies allein spricht dafür, daß Schulzes Verdienst nicht auf dem schwierigen Pfade gesucht werden kann, der zur Enthüllung neuer geschichtsphilosophischer Ideen führt. Ein Mann, der dreizehn Jahre lang (bis zur Uebersiedlung nach Potsdam im Jahre 1862) seinen Lebensinhalt darin fand, in Delitzsch und Umgegend Genossenschaften, Turn- und Gesangvereine zu gründen, konnte nicht dazu berufen sein, die damals mit der ganzen Kraft ihrer weltbewegenden Bedeutung in den Vordergrund des öffentlichen Lebens gerückte Arbeiterfrage zu lösen.

Schulze-Delitzsch glaubte in der Tat selbst daran, die soziale Lage aller arbeitenden Schichten durch die Gründung von Genossenschaften bessern zu können. Der Hauptfehler, den er hierbei beging, war, daß er die Grenze zwischen den wirtschaftlichen Bedürfnissen des Handwerkerstandes und denen der Arbeiterschaft nicht zu ziehen vermochte. In seinen sechs Vorträgen im Berliner Arbeiterverein, die unter dem Titel „Kapitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus" im Jahre 1863 im Druck erschienen sind, tritt dieses geringe Unterscheidungsvermögen deutlich hervor. Dort spricht er von den Arbeitern, die ein Geschäft für eigene Rechnung betreiben, und glaubt noch an die Möglichkeit, daß der Arbeiter selbständig werden kann, wenn er sich nur zu Genossenschaften zusammenschließt. An anderen Stellen desselben Buches wird der „Mittel- und Arbeiterstand" fortgesetzt in einem Atemzuge genannt, und in demselben Jahre, auf dem sechsten Kongreß deutscher Volkswirte zu Dresden, warnt er vor den innerhalb der Genossenschaftsbe-

wegung auftretenden Bestrebungen, den Arbeitern den Beitritt zu erschweren. „Es ist dies höchst falsch und verderblich; die Bestrebungen beider Klassen stehen in vollem Einklange, ja es haben sogar die Mittelklassen das größte Interesse, sich die Sympathien der Arbeiter zu erhalten." Die heutige, von seinen Schülern getragene Genossenschaftsbewegung war freilich anderer Ansicht, als sie vor einigen Jahren auf dem Kreuznacher Kongreß die Konsumvereine der Arbeiter aus ihren Reihen verdrängte. Aber sie handelte hierbei konsequenter als Schulze-Delitzsch, der die Verschiedenheiten der Interessen nicht erkannte. Der Arbeiter, der in der Konsumvereinsbewegung keinen anderen Zweck erblicken kann als die Verbilligung der Lebensmittel, unterscheidet sich ganz wesentlich in seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen vom Handwerker, der in seiner genossenschaftlichen Kreditorganisation die Möglichkeit sah, gegenüber der damals zu kräftiger Entfaltung kommenden Fabrikindustrie die Selbständigkeit zu bewahren. Sind nicht die Arbeiterkonsumvereine gerade die schärfsten Konkurrenten des Kleinhandels, den Schulze-Delitzsch befreien wollte? Der Kolonialwarenhändler erblickt (und von seinem Standpunkte aus mit Recht) in dem Konsumverein den erbittertsten Gegner. Und diese Gegnerschaft bildete den inneren Grund für die Loslösung der Konsumvereine von den Kreditgenossenschaften. Diese Gegensätze aber mußten schon zu jener Zeit, als Schulze-Delitzsch seine Agitation führte, erkennbar sein, und der scharfsinnigere Lassalle hat darum auch von vornherein begriffen, daß der aufstrebende Arbeiterstand mit dem Schulze-Delitzschen Genossenschaftssystem nichts gemein haben könne. Er hat ihm sicher in manchem Punkte unrecht getan, ihn allzusehr mit der Leidenschaft des Agitators bekämpft, aber es war sein Verdienst, schon in den ersten Jahren ihres Entstehens die deutsche Arbeiterbewegung in andere Bahnen gelenkt zu haben. Wie notwendig das war, ergibt sich schon daraus, daß Lassalle selbst die Produktivgenossenschaften forderte. Nach dem System, das Schulze-Delitzsch aufstellte, sollten sich die verschiedenen Arten der Assoziationen allmählich entwickeln, und hierbei bildete die Produktivgenossenschaft das zuletzt erreichbare Ziel. Auf die Assoziationen für „Krankheits- und Sterbefälle" folgten die Konsumvereine, dann die Vorschußvereine und die Rohstoff- und Magazin-Genossenschaften der Handwerker. Schulze-Delitzsch selbst warnte davor, Produktiv-Genossenschaften bald zu begründen. Nicht mit Unrecht verlangte er, daß die Handwerker und Arbeiter sich in der Leitung der übrigen Assoziationen erst die notwendigen kaufmännischen Kenntnisse erwerben müßten. Aber die agitatorische Wirkung dieses Gedankens scheint doch so groß gewesen zu sein, daß Lassalle sich es nicht versagen konnte, die Produktiv-Genossenschaften in sein Programm aufzunehmen. Er erkannte wohl, daß in dem Genossenschaftsgedanken an sich ein wirksames Agitationsmittel enthalten war, und daß seine Forderung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes ein voller Ersatz hierfür nicht bilden konnte. Freilich unterschieden sich seine Produktiv-Genossenschaften von denen des Gegners darin, daß er Staatshilfe forderte, während Schulze-Delitzsch die Selbsthilfe stets als den obersten Grundsatz seines Ideenkreises in den Vordergrund rückte. Hierin liegt überhaupt die Eigenart des Schulze-Delitzschschen Gedankenbildes; auf der einen Seite durch die Idee der Vereinigung bestimmter Interessengruppen die Annäherung an sozialistische Denkweise, andererseits wieder ein reines Manchestertum, das den Eingriff des Staates unter allen Umständen verpönte.

Wenn wir heute Schulze-Delitzsch' Werk betrachten, so sehen wir, daß eigentlich nur die Kreditvereine im allgemeinen noch Fleisch von seinem Fleische sind, und daß nur sie eine bedeutende Entwicklung genommen haben. Die Assoziationen für Krankheits- und Sterbefälle haben sich als unzulänglich erwiesen, und an die Stelle der Selbsthilfe mußte der Staat treten. Die Konsumvereine sind, wie schon gezeigt, größtenteils abgeschwenkt und haben ihre stärkste Wurzel in der Arbeiterschaft geschlagen. Die Gründung von Produktivgenossenschaften wird höchstens noch in dem Sinne einer gemeinsamen Fabrikation für den Warenverbrauch der Konsumvereine gedacht, und auch die Rohstoff- und Magazingenossenschaften zum gemeinsamen Einkauf der Rohstoffe usw. haben noch viel mehr in den Kreisen der Industrie (in Form von Einkaufskartellen) als in denen der Handwerker einen Boden gefunden. Und selbst unter den Kreditvereinen hat ein Teil andere Wege beschritten, als sie Schulze-Delitzsch gezeichnet hatte. Sie haben sich vielfach an kleinen Orten, wo die Großbanken noch nicht Fuß gefaßt haben, in der Hauptsache damit befaßt, Spargelder anzunehmen, während ihr Begründer dies nur bis zum vierten Teil des eigenen Vermögens für zulässig erklärte. Und seitdem das Genossenschaftsgesetz ihnen gestattet hat, auch mit Personen zu arbeiten, die nicht zum Kreise der Mitglieder gehören, ist das Schulze-Delitzschsche Prinzip der gegenseitigen Haftung und Kreditgewährung durchbrochen worden. Auch sind sie in den meisten Fällen nichts anderes als geschäftliche Unternehmungen geworden; aus dem Gedanken der Selbsthilfe wachsen sie heute kaum noch heraus. Leider entwickeln sich die Kreditgenossenschaften auch immer mehr zu Anstalten für

gegenseitige Wechselreiterei, und manch eine ist nur zu dem Zwecke gegründet worden, um eine Unterkunftsstelle für Wechsel zu finden, die aus sehr fragwürdigen, dem Wucher nahekommenden Geschäften zwischen den Mitgliedern und dritten Personen entstanden sind. Und Schulze-Delitzsch hat doch gerade nach Schmollers Ausspruch das große Verdienst, den Handwerker aus Wucherhänden befreit zu haben. Dennoch aber kann man sagen, daß sie zum größten Teile auch heute noch in den Kreisen des Handwerkerstandes und Kleinhandels manchen Nutzen schaffen. Diese Bedeutung für den Mittelstand werden sie auch noch weiterhin besitzen, wenn ihre Daseinsberechtigung durch den Konzentrationsprozeß auch immer mehr geschmälert wird. Mit dem Uebergang der Deutschen Genossenschaftsbank (die im Jahre 1864 zur „Unterbringung und Beschaffung von Kapitalien" für die Genossenschaften gegründet wurde) an die Dresdner Bank ist schon bewiesen, welch schweren Stand die Genossenschaften gegenüber den Großbanken einnehmen. Freilich spielten bei dieser Aufgabe der Selbständigkeit eine Reihe persönlicher Momente mit; die Direktoren hatten Gründungsgeschäfte gemacht, die durchaus nicht im Schulze-Delitzschen Sinne waren, wie sich denn damals überhaupt zeigte, wie wenig seine Jünger in seinem Geiste zu wandeln geneigt sind.

Die Verquickung der Handwerker- und Arbeiterinteressen war nicht der einzige Fehler Schulze-Delitzsch', wenn sich hierin auch seine geringe Kenntnis wirtschaftlicher Zusammenhänge offenbarte, die den tiefsten Grund für seine verfehlte politische Tätigkeit bildete. Freilich war sein Gedankengang kein anderer als derjenige der übrigen Freisinnsmänner. In der Verkennung der Arbeiterinteressen unterschied er sich in keinem Punkte von Eduard Lasker oder Eugen Richter. Daß er das allgemeine Wahlrecht nicht forderte, braucht man ihm nicht gerade als Fehler anzurechnen, denn Lassalle hätte ihn noch mehr bespöttelt, als er es ohnehin in seinem Bastiat-Schulze tat, wenn er ihm mit diesem Programm nachgehinkt wäre. Mit den Gründen des Kleinbürgers wies er aber auch die Forderung der Arbeiter ab, zur Verfolgung ihrer Interessen einen selbständigen Arbeitertag zu berufen. Am allerwenigsten begriff Schulze-Delitzsch, der die Assoziation predigte, die Vereinigung der Arbeiterschaft zu gewerkschaftlichen Verbänden mit dem Zwecke der Lohnerhöhung. Er war noch so sehr vom kleinbürgerlichen Geiste umstrickt, daß er den Arbeitern predigte, sie müßten sparen, um zur Selbständigkeit zu gelangen. Die Fabrikgesetzgebung, und insbesondere die Fabrikkontrolle, die mit Hilfe der konservativen Partei zustande kam, wurde von ihm mit der Begründung abgelehnt, daß ein Fabrikinspektor noch ärger als ein Landrat sei. Nicht um eines Haares Breite hat Schulze-Delitzsch sich in seinen politischen Reden und Handlungen vom ödesten Manchestertum zu entfernen vermocht. Und seine Kritik des Staates gipfelte wie die des damaligen Liberalismus in der Bekämpfung der Bureaukratie.

Umgrenzt man so die Verdienste des Agitators deutschen Genossenschaftswesens, so bleibt noch genug übrig, um sein Leben als verdienstvoll zu bezeichnen. Und das Bild, das er uns heute liefert, wird noch versöhnt durch seine Persönlichkeit. Der Sohn des Delitzscher Patrimonialrichters war der Typ des alten preußischen Beamten. Als der preußische Richterstand begann unter dem Einflusse der Reaktion deren Bahnen zu wandeln, legte Schulze-Delitzsch sein Amt nieder, das er inzwischen von seinem Vater übernommen hatte. Die für damalige Zeiten einträgliche Stellung vertauschte er mit dem freien Beruf des Schriftstellers und lebte in der Hauptsache nur kümmerlich von dem Ertrage juristischer Arbeiten. Charakteristisch für seine Bescheidenheit und Uneigennützigkeit ist ein Aufsatz, den er im Jahre 1863 veröffentlichte, als die Genossenschaften den Beschluß faßten, zum Austausch gemeinsamer Erfahrungen einen eigenen Anwalt zu bestellen, und hierfür Schulzes Person in Vorschlag brachten. Als wenn es ihm schwer falle, für seine Tätigkeit überhaupt einen Pfennig Geld zu verlangen, wies er nach, daß er gezwungen sei, sich seine Arbeitskraft bezahlen zu lassen, und forderte nur einen geringen Prozentsatz von dem Einkommen der Genossenschaften, der ihm ein Jahresgehalt von 200—300 Taler verschaffe. Als mit dem Wachstum der Genossenschaftsbewegung sein Einkommen stieg, begrenzte er es selbst auf die Höchstsumme von 2000, später 2800 Taler. Manch einer seiner Jünger, der heute vorgibt, in den Fußtapfen des Meisters zu wandeln, sollte sich auch hieran ein Beispiel nehmen. Als die Deutsche Genossenschaftsbank von der Dresdner Bank aufgesogen wurde, hörte man viel Interessantes über die hohen Abfindungssummen, die gewissen Mitgliedern der Verwaltung bezahlt worden sind. Und gerade darum versöhnt Schulzes lauterer Charakter mit manchem Fehler, den er begangen hat.

Bruno Buchwald.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Schnitzler, Berlin-Schmargendorf; des Handelsteils: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 9, Potsdamerstr. 4. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Die Deutsche Schiffbau-Ausstellung Berlin 1908.

Von F. Meyer.

„Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser." Dies Kaiserwort hat die erste Deutsche Schiffbau-Ausstellung gewissermaßen zu ihrem Motto gewählt. In großen Lettern leuchtet es vom oberen Rande der die Ausstellungshalle abschließenden Rotunde dem Besucher entgegen und bildet so die würdige Einleitung zu den Gedanken, die durch die Betrachtung der ausgestellten Gegenstände in ihm wachgerufen werden.

Für den im praktischen Leben stehenden und wirkenden Fachmann bietet unsere Ausstellung kaum Neues. Das Meiste kennt er aus eigener Erfahrung, Anderes ist ihm durch die immer reichhaltiger werdende technische Literatur bekannt. Auch mancher Laie, dem es vergönnt war, Reisen zu machen, wird vieles wiederfinden, was er schon auf Schiffen, in den Häfen, oder auf den Werften gesehen hat. Und doch hat unsere Ausstellung einen eigenen Reiz dadurch, daß sie zeigt, wie die riesige Entwicklung der deutschen Schiffahrt, die Entwicklung des deutschen Schiffbaues und damit einer unendlichen Anzahl von Hilfsindustrien für Zwecke des Schiffbaues und des Seewesens hervorgerufen hat.

Die deutschen Werften bauen verhältnismäßig sehr wenig für ausländische Rechnung und leider werden sogar viele deutsche Schiffe noch im Auslande gebaut. Trotzdem ist die technische Leistungsfähigkeit unserer Werften und der Hilfsindustrien unbestritten, und die Ausstellung zeigt deutlich die befruchtende Wechselwirkung zwischen Reederei, Marine und unserer Schiffbau-Industrie. Es werden nicht nur die Produkte der Werften und sonstigen Fabriken, sondern auch die Schiffahrt und ihre Lebensbedingungen, die Hafenanlagen, Schleusen, Kanäle usw. in anschaulicher Weise vor Augen geführt. Auch der Wassersport und der Kleinschiffbau ist vertreten.

Der Kaiser, Prinz Heinrich von Preußen und der Großherzog Friedrich August von Oldenburg haben sich an der Ausstellung mit einer großen Anzahl von in ihrem Besitz befindlichen Schiffsmodellen und Preisen von Segelwettfahrten beteiligt. Die silbernen Modelle des Kaisers besitzen außer ihrem hohen künstlerischen und auch historischen Wert, da sie genaue Darstellungen von Schiffen älterer und neuerer Perioden sind. Dasselbe gilt von den Modellen des Prinzen Heinrich und des Großherzogs von Oldenburg, welche z. T. von hervorragendem kulturhistorischem Interesse sind. Es sei gestattet, darauf hinzuweisen, wie an diesen Ausstellungsgegenständen der Einfluß von Schiffs- und Seewesen auf Kunst und Kunstgewerbe sich besonders bemerkbar macht.

Reichhaltig und vielseitig ist die Ausstellung des Reichsmarineamts. Durch zahlreiche Schiffsmodelle wird die Entwicklung der deutschen Kriegsmarine von ihren ersten Anfängen bis in die neueste Zeit dargestellt. Einige zum Einbau ins wirkliche Schiff fertige Wohnkammern, Lazaretträume usw. zeigen die Einrichtung moderner Kriegsschiffe. Werft- und Hafenmodelle erläutern den Zustand unserer maschinentechnischen Anlagen im Inlande und in den Kolonien. Die Entwicklung unseres Torpedowesens, die Bearbeitung der Seekarten, die nautischen Bücher und Instrumente, die Verwendung von Drachen zur Erforschung der Vorgänge in höheren Luftschichten, die Schleppversuchsanstalt der Kaiserlichen Werft Kiel bilden sehenswerte und interessante Objekte und belehren uns zugleich darüber, daß die Marine nicht nur für Zwecke des Krieges und der Zerstörung da ist, sondern daß sie zugleich bestrebt ist, durch fleißige Forschungen und wissenschaftliche Studien das Ihrige zur Förderung von Seewesen, Handel und Schiffahrt beizutragen. Die Kriegsbereitschaft wird, außer durch die schon erwähnten Torpedos, repräsentiert durch einige Geschütze kleineren Kalibers, deren Handhabung von Marine-Artilleristen bereitwilligst jedem Besucher erklärt wird, und durch eine Sammlung von Granaten, Kartuschen und anderen Munitionsteilen.

Gehen wir jetzt zu den eigentlichen Veranstaltern der Deutschen Schiffbau-Ausstellung,

den deutschen Privatwerften, vertreten durch den „Verein deutscher Schiffswerften“ in Berlin, über, so möge hier zunächst eine allgemeine Zusammenstellung über Art, Zahl, Größe und Lage der deutschen Schiffbauhöfe ein Bild von dem Umfange dieses wichtigen Industriezweiges geben.

An größeren Schiffswerften besitzt Deutschland z. Zt. an der Nordsee 17 mit einem Gesamtgelände von etwa 230 ha, einem Betriebskapital von etwa 75 Mill. Mark und rund 22 000 Arbeitern, an der Ostsee 13 mit einem Gesamtgelände von etwa 265 ha, einem Betriebskapital von etwa 65 Mill. Mark und rund 28 500 Arbeitern, im Rheingebiet 6 mit etwa 20 ha, 5 Mill. Mark und 2400 Arbeitern, im Elbe-Gebiet 5 mit etwa 50 ha, 10 Mill. Mark und 2300 Arbeitern, im Odergebiet 2 mit etwa 20 ha, 6 Mill. Mark und 1300 Arbeitern. Hierzu kommen noch an kleineren Werften an der Nordsee 27, an der Ostsee 13, am Rhein 2, an der Elbe 3 und an der Oder 5. Insgesamt können wir somit 43 größere und 50 kleinere, zusammen 93 Schiffbaubetriebe zählen, ganz abgesehen von den kleinen Boots- und Kahnbauereien, deren es überall noch eine größere Anzahl gibt. Das gesamte im Schiffbau arbeitende Kapital kann mit rund 180 Mill. Mark, die beschäftigte Arbeiterzahl mit 60 000 und das im Besitz der Werften befindliche Gelände mit etwa 580 ha angenommen werden.

Die Gesamtbautätigkeit der deutschen Werften im Jahre 1907 wird durch die Zahl von 320 000 Brutto-Registertonnen dargestellt, wobei eine Registertonne gleich 2,83 cbm ist. Die zu den gebauten Schiffen gehörigen Maschinen haben eine Gesamtleistung von 280 000 Pferdestärken. Mit diesen Zahlen steht Deutschland in der Liste der Schiffbau treibenden Länder an dritter Stelle. Doch sind die entsprechenden Zahlen bei England noch immer ungefähr sechsmal so groß.

Die meisten deutschen Werften haben ausgedehnte Einrichtungen zum Docken und Reparieren von Schiffen, und dementsprechend geben auch die oben genannten Zahlen kein vollständiges Bild von dem Beschäftigungsgrad und dem Gewinn, da bekanntlich gerade mit Reparaturarbeiten sehr lohnende Geschäfte gemacht werden.

Mit dem Bau von Kriegsschiffen beschäftigen sich außer den drei Kaiserlichen Werften in Wilhelmshaven, Kiel und Danzig eine ganze Reihe Privatwerften: A.-G. Weser in Bremen; Blohm & Voß in Hamburg; Friedr. Krupp A.-G. Germania-Werft in Kiel; Howaldtswerke in Kiel; Vulkan A.-G. in Stettin; F. Schichau in Danzig und Elbing. Auch Jos. L. Meyer in Papenburg; G. Seebeck A.-G. in Bremerhaven; Gebr. Sachsenberg in Roßlau; die Dresdner Maschinenfabrik und die Schiffswerft Uebigau haben schon kleinere Lieferungen für die Kriegsmarine ausgeführt. Fast alle deutschen Werften sind durch zierlich ausgeführte Modelle der von ihnen gebauten Schiffe auf der Ausstellung vertreten. Mancher hat den Eindruck, daß etwas zuviel in dieser Beziehung geboten wird; denn für den Laien ist es unmöglich, an den einzelnen Objekten charakteristische Unterschiede zu entdecken, und dem Fachmann sind viele der Schiffe in natürlicher Größe bekannt. Doch dürfte es für eine Werft schwierig sein, etwas Anderes als Modelle auszustellen, da doch die wirklichen Arbeitsobjekte viel zu groß und schwer und auch meistens für den Transport ungeeignet sind.

Von den Nordseewerften sind vertreten: Jos. L. Meyer, Maschinenfabrik und Schiffswerft in Papenburg a. d. Ems; Nordseewerke, Emder Werft- und Dock-Akt.-Ges. in Emden; Akt.-Ges. Weser in Bremen; Bremer Vulkan, Schiffbau und Maschinenfabrik in Grohn-Vegesack; Joh. C. Tecklenborg A.-G. Schiffswerft und Maschinenfabrik in Bremerhaven-Geestemünde; G. Seebeck A.-G., Schiffswerft, Maschinenfabrik und Trockendocks in Bremerhaven; Rickmers, Reismühlen, Reederei und Schiffbau A.-G. in Bremen, Bremerhaven und Geestemünde; Blohm & Voß in Hamburg haben entsprechend ihrer Größe und Bedeutung, außer einer großen Zahl von Schiffsmodellen eine eigenartige Repräsentation durch den Aufbau des vollständigen, von M. Rolle entworfenen Rauchsalons I. Klasse für einen großen Postdampfer der Woermannlinie gefunden. Von dem an den Rauchsalon anschließenden Vestibül gelangt man über eine bequeme Treppe auf das Promenadendeck des Dampfers und kann nun über die

Reeling gelehnt in einem Diorama ein Stück des Hamburger Hafens mit der Ansicht der Werft von Blohm & Voß bewundern.

Die Schiffswerft und Maschinenfabrik von Reiherstieg, die Schiffswerft und Maschinenfabrik (vormals Janssen & Schmilinsky) A.-G., Heinr. Brandenburg und H. C. Stülcken Sohn in Hamburg; ferner die Eiderwerft A.-G. in Tönning.

Auch die Ostseewerften haben sich an der Ausstellung rege beteiligt. Die Flensburger Schiffbaugesellschaft, die Schiffswerften von Stocks & Kolbe in Kiel-Wellingdorf, Koch in Lübeck, die Stettiner Oderwerke für Schiff- und Maschinenbau, Nüske & Co. in Stettin und die Schiffswerft und Maschinenfabrik von J. W. Klawitter in Danzig haben ausgestellt. Die Germaniawerft (Fr. Krupp A.-G.) hat als eins der interessantesten Ausstellungsstücke das Mittelstück eines Tauchbootes in natürlicher Größe mit Kommandoturm, Periskop und Motorraum ausgestellt. Außerdem eine Reihe von Modellen von Unterseebooten, Torpedobooten, Linienschiffen, großen Fracht- und Passagierdampfern und Segeljachten, darunter das Modell des neuen von Oertz konstruierten erfolgreichen Schoners „Germania". Von den übrigen Werken der Friedr. Krupp A.-G. sind Stahlproben, Stahlformgußstücke, Turbinengehäuse, eine Geschoß- und Munitionssammlung sowie Photographien von Kranen und ein Modell der Germaniawerft in Kiel vorhanden. Die Howaldtswerke in Kiel zeigen in den von ihnen vorgeführten Modellen eine außerordentliche Vielseitigkeit. Die Werft hat sich fast auf allen Gebieten des Schiffbaues betätigt. Auch das Modell des für die deutsche Marine gebauten eigenartigen Dockschiffs „Vulkan" für Unterseeboote ist vorhanden. Einige Stahl- und Bronze-Gußstücke beweisen die besondere Geschicklichkeit der Firma in der Herstellung derartiger Gegenstände.

Die Stettiner Maschinenbau-Akt.-Ges. Vulkan in Stettin-Bredow, welche im vorigen Jahre ihr 50jähriges Jubiläum feiern konnte, zeigt in höchst eigenartiger Weise die Entwicklung ihrer Bautätigkeit durch einen Glaskasten, in welchem die in jedem Jahre seit der Gründung gebauten Schiffe im Maßstab 1 : 500 dargestellt sind. Ferner finden wir zwei vollständige Modelle der Werftanlagen, eins vom Jahre 1888 und eins vom Jahre 1908. Daß außerdem eine große Anzahl sauberer Modelle gebauter Schiffe vorhanden ist, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden, da der Name des Vulkan durch seine Bauten in aller Welt bekannt ist.

F. Schichau in Elbing und Danzig, die größte in Privatbesitz befindliche deutsche Werft, ist gleichfalls ihrem Weltruf entsprechend auf der Ausstellung hervorragend vertreten. Sie hat nicht weniger als 98 Modelle der verschiedensten Arten von Schiffen, die im Laufe der Jahre auf ihren Helgen entstanden sind, ausgestellt. Darunter nehmen natürlich die Torpedoboote, durch welche der Ruhm der Firma begründet worden ist, einen hervorragenden Platz ein. Doch fällt auch hier die ungeheure Vielseitigkeit der Ausführungen in die Augen. Zu erwähnen sind außerdem die von Schichau ausgestellten Modelle der ersten Compoundmaschine und der ersten Dreifach-Expansionsmaschine, die von der Firma auf dem Kontinent gebaut worden sind.

Von den deutschen Binnenschiffswerften sind auf der Ausstellung vertreten: die Schiffs- und Maschinenbau-A.-G. Mannheim, die Schiffswerft und Ankerfabrik Gebr. Heuß in Mannheim; Gebr. Sachsenberg Akt.-Ges., Schiffswerft, die Maschinenfabrik und Kesselschmiede in Roßlau a. d. Elbe mit Filialwerft in Cöln-Deutz; die Maschinenfabrik, Eisengießerei und Schiffswerft Gebr. Wiemann in Brandenburg a. d. Havel; Caesar Wollheim in Kosel bei Breslau und die Schloßwerft von R. Holtz in Harburg.

Damit schließt die Reihe der ausstellenden größeren Schiffswerften. Von den Boots- und Jachtwerften sind teils mit Modellen, Zeichnungen und Photographien, teils mit Booten und Bootsteilen in natürlicher Größe vertreten: Max Oertz, Neuhof am Reiherstieg bei Hamburg; Emil Praetzel, Friedrichshagen bei Berlin; W. Deutsch, Bootswerft in Stralau bei Berlin.

Bei dieser Gelegenheit möge gleich der Wassersport erwähnt werden, der gleichfalls auf der Ausstellung mit einer großen Reihe von

Gegenständen der verschiedensten Art zu finden ist. So sehen wir die Modelle und Abbildungen berühmter Segeljachten mit ihren Preisen, die Flaggen und Abzeichen der deutschen Ruder-, Segel- und Motorboot-Klubs; Modelle und Pläne ihrer Bootshäuser, Riemen, Skulls usw., kurz Alles, was zum Wassersport gehört, und was die emsige Industrie dafür herzustellen vermag. Die Anzahl der Firmen, die, als Vertreter der Hilfsindustrien, neben den Werften ausgestellt haben, ist noch größer als diejenige der Werften. Beginnen wir mit den Rohstoffen und ihrer Gewinnung. Ein ganzer Saal ist für den Bergbau, die Förderung der Erze und der Kohlen, sowie ihre hüttenmännische Verarbeitung reserviert. Wir sehen das rheinische Bergbau-Revier in seiner geodätischen Zusammensetzung an einem vorzüglichen aus Glasplatten hergestellten Modell, das Modell einer modernen Zechenanlage, eines Hochofens, einer Schachtpumpe usw. Statistische Tafeln und Bilder an den Wänden belehren über die Entwickelung und Stand der deutschen Eisen- und Stahlindustrie und ihr Verhältnis zur deutschen Schiffbauindustrie. Die weitere Verarbeitung des Roheisens zu Stahl und Schmiedeeisen wird uns an den Erzeugnissen der Walz- und Schmiedewerke vor Augen geführt. Wir können die Güte des Materials an der inneren Struktur aufgeschnittener Blöcke und an gewaltsam verbogenen, zerrissenen und beschossenen Probestücken bewundern. Mächtige Platten, Rohre, Bleche, Stangen, in den verschiedensten Formen und Gestalten, zeigen einerseits die Vielseitigkeit der Verwendung des Materials, andererseits die Geschicklichkeit der verarbeitenden Fabriken. Was vom Eisen und Stahl gilt, bezieht sich ebenso auf Kupfer, Messing, Bronze, Aluminium usw. Bei der Erwähnung der Rohstoffe darf auch das Holz nicht vergessen werden, welches gerade im Schiffbau noch immer eine starke Verwendung findet. Unsere Ausstellung enthält außerordentlich sehenswerte Proben von Schiffbauholz. Es sind in letzter Zeit in Australien und Deutsch-Neuguinea Holzsorten, das Moa-, Sarra- usw. Holz, entdeckt worden, welche dem bis jetzt am meisten verwendeten Teak und Pitchpine in jeder Weise ebenbürtig und zum Teil überlegen ist. Die Mächtigkeit der ausgestellten Baumstämme sowie die Feinheit ihrer Struktur im unbearbeiteten und bearbeiteten Zustande imponiert jedem Kenner. Die Haltbarkeit dieser Hölzer wird besonders gerühmt. Erwähnung unter den Rohstoffen verdient noch die auf der Ausstellung stark vertretene Asbest- und Gummi-Verarbeitung. Die Gummiwerke Fulda A.-G. zeigen unter Anderem die auf den großen Passagierdampfern sehr beliebten und praktischen Gummi-Fußboden-Beläge. Die Asbest- und Gummiwerke Alfred Calmon in Hamburg haben als besondere Neuheit die Verarbeitung von Asbest zu feuersicheren Schiffskammern, Möbeln u. dgl. ausgestellt. Die Verwendung ist eigenartig. Die Sachen machen den Eindruck beim Befühlen und Klopfen, als ob sie aus Eisenblech hergestellt wären.

Auch die Farben- und Lackfabriken sind bei den Rohstoffen und ihrer Verarbeitung für Schiffszwecke zu erwähnen. Eine ganze Reihe von Firmen haben höchst interessante Erzeugnisse auf diesem Gebiete ausgestellt. Man sieht die Kopale und Erden, aus denen die Farben und Lacke hergestellt werden, und man kann sich an vollständig fertig hergestellten Schiffsteilen von der Vorzüglichkeit des Farbenüberzugs überzeugen. Gerade beim Schiffe spielt ein wasser-, wetter- und hitzebeständiger Anstrich für die Konservierung und das gute und saubere Aussehen, sowie für die Reinhaltung und Sicherung guter hygienischer Zustände eine sehr wichtige Rolle. Die Glasuritwerke M. Winckelmann Akt.-Ges. in Hamburg zeigen außer fertig mit Glasuritfarben gestrichenen Platten eine eigenartige Anstrichquast-Konstruktion, bei der der Pinsel mittels eines durch den Stiel geführten Rohres mechanisch mit Farbe gefüllt gehalten wird. Die Gleichmäßigkeit des Anstrichs wird jedenfalls auf diese Weise bedeutend erhöht.

Schiffskabinen stellen in mehrfacher Ausführung die bekannten Möbelfirmen J. C. Pfaff in Berlin, Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk A.-G. in München, Friese in Kiel aus. Die Entwürfe dazu stammen von bekannten Architekten wie Bruno Paul, Janda und anderen. Wir finden z. B. einen Teil der

großen Halle für einen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, ein Kinderzimmer für einen Dampfer der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, die Kaiserzimmer für den Dampfer „George Washington" des Norddeutschen Lloyd und konstatieren mit Freuden, daß Form, Farbe und Zusammenstellung der Möbel sowohl in der Einzel- wie in der Gesamtwirkung echt künstlerisch und schön ist, dabei aber in jeder Weise den praktischen Bedürfnissen an Bord eines Schiffes hinsichtlich Bequemlichkeit und Wohnlichkeit entspricht. Nirgends protziges, überladenes Geschnörkel und Verzierungen, sondern edle gediegene, aber formvollendete Einfachheit, allerdings unter Benutzung kostbarer Stoffe und Materialien.

Eine der modernsten Einrichtungen für Schiffe vermißt man auf der Ausstellung. Das ist die bereits auf vielen fürstlichen Yachten, Kriegsschiffen und großen Ozeandampfern eingeführte Phonola der Firma Ludwig Hupfeld Akt.-Ges. in Leipzig, ein pneumatischer Apparat, welcher sich an jedem Klavier anbringen läßt und ohne große Vorkenntnisse das Spielen des Instruments mit vollendeter Technik gestattet. Musik wird bekanntlich an Bord mit Vorliebe ausgeübt.

Zu den eben erwähnten Wohnräumen sind auch die Wasch- und Badeeinrichtungen sowie die Klosetts zu rechnen, welche auf der Ausstellung in vielen Ausführungen zu sehen sind. Diese Einrichtungen tragen durch geschmackvolle und zweckmäßige Konstruktion wesentlich zum Wohlbefinden an Bord bei, und es hat sich eine spezielle Industrie mit einer größeren Anzahl von Fabriken nur für dieses Gebiet entwickelt.

Hieran schließen sich die Heizungs- und Ventilationseinrichtungen, welche zum Teil auch von den eben erwähnten Firmen, von denen insbesondere diejenige des Hofingenieurs David Grove in Berlin hervorgehoben sei, hergestellt werden. Zweckentsprechende Anpassung an die eigenartigen Bedingungen des Bordlebens und zugleich Berücksichtigung künstlerischer Gesichtspunkte zur Erhöhung der Wohnlichkeit sind auch hier die hervortretenden Eigentümlichkeiten. Dasselbe gilt für die ausgestellten Kücheneinrichtungen, von denen besonders die von A. Bertuch in Berlin hergestellte und mit Bratapparaten von Becker und Ulmann in Berlin ausgestattete Küche I. Klasse für den Lloyddampfer „George Washington" zu erwähnen ist. Auch hier, äußerste Zweckmäßigkeit unter besonderer Berücksichtigung der Reinhaltung, verbunden mit Eleganz und geschmackvoller Ausführung.

Doch es würde zu weit führen, wollte man an dieser Stelle alles beschreiben, was an Schiffsausrüstungs- und Einrichtungsgegenständen auf der Ausstellung zu sehen ist.

Es sei nur kurz noch hingewiesen auf die reichhaltige Ausstellung von allerlei optischen Apparaten der Firmen C. P. Goerz A.-G. in Friedenau, die auch das in dem Unterseeboot der Germaniawerft befindliche Periskop geliefert hat, sowie von Voigtländer & Sohn A.-G. in Braunschweig, deren mikro-bakteriologische Ausrüstungen für Schiffe besonders sehenswert sind. Die Neue Photographische Gesellschaft A.-G. in Steglitz hat mehrere ihrer neuen kontinuierlich arbeitenden Lichtpausapparate ausgestellt, die auch auf der letzten Versammlung der Schiffbautechnischen Gesellschaft vorgeführt wurden. In die Augen fallende Gegenstände zeigt die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf, darunter Schiffsgeschütze, Munition, Rohre und Schmiedestücke von hervorragender Qualität.

Die Elektrizität hat bekanntlich auf Schiffen eine außerordentlich reichhaltige Verwendung gefunden, und so nehmen auch die Elektrizitätsfirmen, unter denen besonders Siemens & Halske, die Siemens-Schuckertwerke durch ihre Scheinwerferkollektion, Bergmann-Elektrizitätswerke A.-G., die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft durch ihren eigenen Ausstellungspavillon auffallen, einen breiten Raum auf der Ausstellung in Anspruch. Es gibt wohl kaum ein Gebiet, welches sich in so vorzüglicher Weise den Zwecken und Bedürfnissen der Schiffahrt anpaßt, wie gerade die Elektrizität. Davon liefert unsere Ausstellung überzeugende Beweise. Andererseits wieder wird durch die Verwendung der Elektrizität dem Schiffbauer vieles möglich ge-

macht, vor dessen Ausführung er sonst stehen bleiben müßte.

Daß die drahtlose Telegraphie, die ja auf Schiffen ihr breitestes Verwendungsgebiet gefunden hat, vertreten ist, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden. Der große Flaggenmast neben dem A. E. G.-Pavillon trägt die Luftdrähte, und in einem Hause neben dem Mast werden die zugehörigen Apparate im Gebrauch vorgeführt. Der berühmte Turm von Nauen ist als Modell von der ausführenden Firma Hein, Lehmann & Co., Akt.-Ges. in Berlin, gezeigt.

Damit bin ich bei meiner Schilderung der Ausstellungsgegenstände bei den Eisenkonstruktionen angelangt; Krane für Werft- und Hafenzwecke sind in einer ganzen Reihe von Ausführungen in Modellen dargestellt. Die Schiffswerften haben ein großes Bedürfnis für rationell arbeitende Lasthebe- und Transport-Einrichtungen, und auch dieses Gebiet ist daher mit gutem Recht auf unserer Ausstellung in reichhaltiger Weise vertreten.

Wie schon am Anfang erwähnt, verdankt die deutsche Schiffbau-Industrie ihre Förderung und Entwicklung vor allem der deutschen Reederei. Das Ausland bezieht verhältnismäßig wenig Schiffe aus Deutschland. Wir besitzen etwa 300 größere Schiffsreedereien, welche über eine Flotte von etwa 4320 Schiffen mit 3 725 456 Brutto-Registertonnen und etwa 65 000 Mann Besatzung verfügen. Von diesen sind die hervorragendsten auf der Ausstellung vertreten. Es sind das die Hamburg-Amerika-Linie, der Norddeutsche Lloyd, welcher eine sehr instruktive Längsschnittzeichnung des großen Schnelldampfers „Kronprinzessin Cecilie“ ausstellt, ferner die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrt-Gesellschaft und die Woermann-Linie. Die Ausstellungsgegenstände dieser letzteren Linie sind bereits vorher bei den Möbel-Firmen erwähnt worden. An dieser Stelle möchte ich auch noch die Norddeutschen Seekabelwerke und die Deutsche Reichspost erwähnen, welche zwar nicht als Reedereien zu betrachten sind, aber in ihren Ausstellungsgegenständen zeigen, wie sie durch Stellung schwieriger und komplizierter Aufgaben, sowohl was den Bau der Schiffe als auch besonders ihre Einrichtung und Ausrüstung betrifft, dazu beigetragen haben, den deutschen Schiffbau zu schulen und zu fördern und ihn auf die stolze Höhe zu bringen, auf der er jetzt steht.

Ist so das Interesse der Reederei an der deutschen Schiffbau-Ausstellung ohne weiteres erkennbar, so werden wieder die Existenzbedingungen der Reederei und der Schiffahrt durch die hochinteressanten Modelle und Pläne unserer Hafenanlagen, Schleusen, Schiffshebewerke und Kanäle illustriert. Kolossale Summen sind vom Reich und von den einzelnen Hafenstädten, besonders von Hamburg und Bremen, für die Verbesserung, Vertiefung und Erweiterung der Häfen ausgegeben worden. Der Nord-Ostsee-Kanal wird für eine Summe, welche seine ursprünglichen Herstellungskosten übersteigt, erweitert und vertieft. Ueberall im Reiche wird durch Erstrebung einer rationellen Wasserwirtschaft die Schiffahrt erleichtert und gefördert. Kurz, unsere Ausstellung bringt neben den Erzeugnissen der Schiffbau-Industrie auch in umfassendster Weise ein Bild von der breiten volkswirtschaftlichen Basis, welche die Grundlage für die Existenz und das Wohl, Blühen und Gedeihen des deutschen Schiffbaues bildet.

Auch die Behörden und Institute, denen die Beaufsichtigung der Schiffahrt und des Schiffbaues übertragen ist, das Reichsamt des Innern, die See-Berufsgenossenschaft, das Kaiserliche Schiffsvermessungsamt und der Germanische Lloyd haben sich durch Ausstellung der von ihnen herausgegebenen Drucksachen, Register und Verordnungen an der Ausstellung beteiligt. Das Institut für Meereskunde der Königlichen Universität zu Berlin hat seine reichhaltigen Modellsammlungen von Schiffen, Schiffsmaschinen, Schiffskesseln und Schiffshilfsmaschinen nach der Ausstellungshalle gebracht. Die Abteilung für Schiff- und Schiffsmaschinenbau der Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin hat eine nach Fachrichtungen geordnete Sammlung von Zeichnungen ihrer Studierenden ausgestellt. Ueberall treten die Wechselwirkungen zwischen der ausübenden Praxis des Schiffbaues und den ihre Grundlage bildenden staatlichen und privaten Institutionen klar zutage.

Das gleiche gilt von den Vereinen, welche sich für Schiffbau und Schiffahrt interessieren: dem Flottenverein, dem Nautischen Verein, dem Zentralverein zur Förderung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt und der Schiffbautechnischen Gesellschaft.

Zum Schluß mögen hier noch die Erscheinungen auf publizistischem und künstlerischem Gebiet erwähnt werden, welche es sich nicht haben nehmen lassen, ihren Teil zur Vervollkommnung des Gesamtbildes, welches die deutsche Schiffbau-Ausstellung bieten soll, beizutragen. Eine stattliche Reihe von Buchhändlern und Verlegern zeigen die bei ihnen erschienenen schiffbautechnischen Werke sowie die periodisch erscheinenden Zeitschriften vor. Eine reich beschickte Ausstellung von Gemälden und Stichen unserer bekannten Marinemaler erfreut unser Auge, und ein wissenschaftliches Theater mit Projektions- und biographischen Vorführungen und erläuterndem Text sorgt für Erheiterung und Belehrung zugleich.

Verein für Kunst

Leitung: Herwarth Walden

Die Wochenschrift „Morgen" ist vom 1. September dieses Jahres ab das Publikationsorgan des „Vereins für Kunst".

Der im fünften Jahre stehende **Verein für Kunst** verfolgt den Zweck, auf bedeutende und eigenartige Erscheinungen der Kunst der Gegenwart hinzuweisen. An allen Donnerstagen der Monate Oktober bis März finden öffentliche Abende statt, an denen Dichter und Tondichter ihre Werke selbst interpretieren, sowie Vorträge über ästhetische Fragen gehalten werden. Auch der Tanzkunst werden regelmäßig Abende gewidmet.

An den Abenden des V. f. K. wirkten u. a. mit:

Conrad Ansorge / Hermann Bang / Hermann Bahr / Peter Baum / Georg Brandes / Richard Dehmel / Paul Ernst Maxim Gorki / Maximilian Harden / Arno Holz / Alfred Kerr / Harry Graf Kessler / Else Lasker-Schüler / Paul Leppin Detlev von Liliencron / Gustav Mahler / Heinrich Mann Thomas Mann / Alfred Mombert / Richard Muther / Hermann Muthesius / Rainer Maria Rilke / Paul Scheerbart / Johannes Schlaf / Oscar A. H. Schmitz / Georg Simmel / Hermann Stehr / Richard Strauss / Henri van de Velde / Frank Wedekind / die Tänzerinnen Sulamith Rahu und Gertrude Barrison

Die Abende des V. f. K. sind **öffentlich**, also auch ohne Mitgliedschaft zugängig. Die **ordentliche Mitgliedschaft** wird erworben durch Zahlung eines Jahresbeitrages von M. 40—. Sie berechtigt zum unentgeltlichen Besuch von sämtlichen Abenden sowie zum kostenlosen Bezug unseres Organs, der Wochenschrift „Morgen". Die **außerordentliche Mitgliedschaft** wird erworben durch Zahlung eines Jahresbeitrags von M. 15.—. Sie berechtigt zum unentgeltlichen Besuch von zehn Abenden (den zweiten und vierten jedes Monats), sowie zum Besuch der übrigen Abende zu halben Kassenpreisen. Anmeldungen zur Mitgliedschaft in der Geschäftsstelle des V. f. K., Berlin-Halensee, Katharinenstr. 5, Gartenhaus part. (Fernruf: Amt Wilmersdorf 2580); ferner bei Bote & Bock, Leipzigerstr. 37, im Warenhaus A. Wertheim [Konzertkasse], Leipzigerstraße 132 und Kantstraße, in der Amelangschen Kunsthandlung, Kantstraße 164, sowie in der Schillerbuchhandlung, Bismarckstraße 82/83.

Das neue Winterprogramm erscheint am 1. September dieses Jahres.